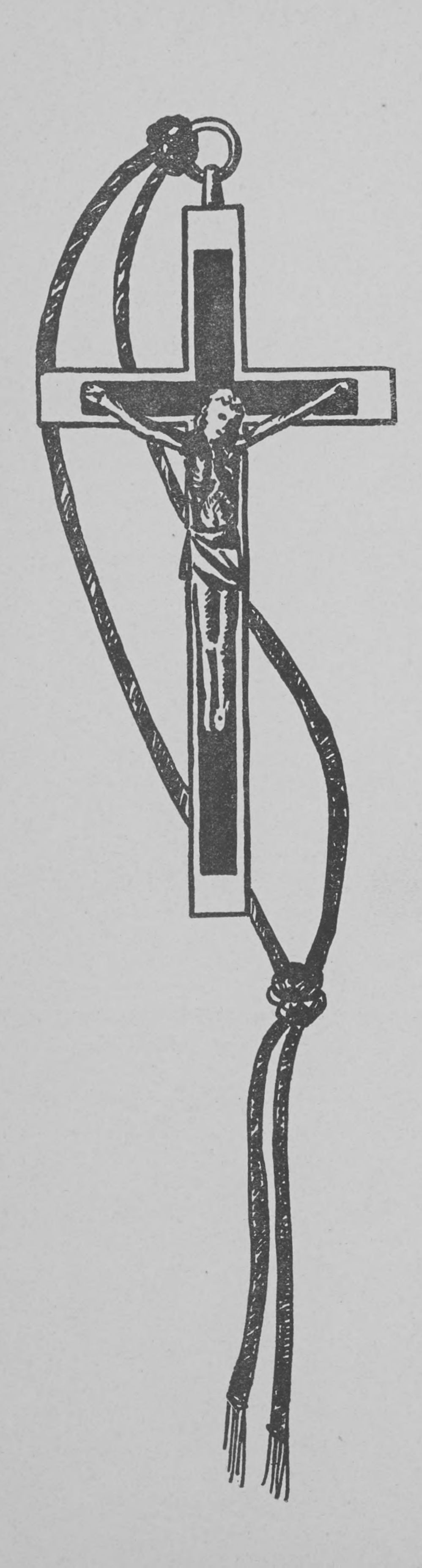
Mai 1951



DER MARIENBOTE



Marianischer Missionsverein

Mai. Alle Blumen blühen, alle Winde singen, alle Berge reden Marias Herrlichkeit. Schöner jedoch als alle Maiennatur ist das Lied, das fromme Menschen der Mutter Jesu widmen. Nur der Mensch kann seinem Liede Liebe geben. Und das suchen wir zu tun, wenn wir unsere Maienandacht halten. Wir wollen ihr, der Königin des Himmels, unsere Liebe opfern. Und Maria nimmt an, was wir Sünder ihr bieten. Sie nimmt es an aus unseren Händen, und sie nimmt es an aus den Händen unserer Nächsten, der Schwarzen und Gelben und Roten, denen Jesu Kirche den Weg zum Glauben zeigt.

Alle sind wir Kinder derselben Mutter. Nur, daß wir reich sind – denn uns sind alle Glaubensgüter gegeben – während viele unserer Brüder und Schwestern in größter Geistesarmut leben. Sie kennen weder Christus noch den Namen und die Güte Marias, Seiner jungfräulichen Mutter.

Niemand darf seine Reichtümer nur für sich gebrauchen.. Sieht er einen Verhungernden, dann muß er geben. auch dann, wenn er sein letztes Brot in zwei Stücke brechen müßte, um dem Verhungerden zu helfen.

Das verstehen wir doch? Dieser Grundsatz ist ja die Ursache, warum heute so viele Arme gegen die Reichen sich aufbäumen. Sie wollen essen, und sie verlangen ihr Brot von jenen, die es besitzen.

Ist dieses nun auch im Leben des Glaubens wahr oder nicht? Es hat uns wohl noch kein Neger und kein Indianer oder Eskimo angebettelt: Gib mir von deinem Brote des Lebens. Gib mir den Glauben. Es kam noch kein Schwarzer zu uns, um uns so etwas zu sagen. Es klopft jedoch die Kirche immer an unsere Tür und ruft uns zu: Denke an die katholischen Missionen! hilf denen, die dasselbe Anrecht auf Taufe, auf die hochheilige Eucharistie, auf Gottes Gnade haben wie du! Bete und unterstütze die katholischen Missionen!

Gibt es heute wohl noch einen Katholiken der sagen könnte, er habe die Kirche noch nie so reden hören? Nein! Es gibt jedoch Christen, die sich dieses Bitten und Mahnen der Kirche zu Ohren kommen lassen, um es sofort wieder mit ruhigstem Gewissen zu vergessen. Als ob sie der Kirche Wort – Gottes eigenstes Wort! – nichts anginge.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

19. Jahrgang 15. Mai 1951, North Battleford, Sasch. No. 8

Dies und Das

Ganz schön bist du, Maria! Zwei große Glaubenslehrsätze verkündigte die Kirche im Laufe des vorigen Jahrhunderts. Da war im Jahre 1854 die Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter Maria, und im Jahre 1870 die feierliche Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes in Sachen des christlichen Glaubens und der christlichen Sitten.

Das Mariendogma von 1854 erregte nicht viel Aufmerksamkeit. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes dagegen wühlte tobende Stürme im kulturellen, im politischen, ja selbst im katholisch-kirchlichen Leben auf. Gruppen von Priestern und Bischöfen schrien nach „Freiheit von Rom“ für den Katholizismus ihrer Länder. In allen Staaten Europas erhoben sich die Liberalen, die im Papsttum den größten Feind ihrer jungen demokratischen Bewegung sahen. Protestanten und Ungläubige protestierten laut in Namen der „Religion und Wissenschaft“ gegen das neue Dogma. Italien erzitterte in politischer Erregung. Es war gerade daran, ein geeintes, parlamentarisches italienisches Reich zu gründen. Wie alle Feinde des Dogmas, so betrachtete auch Italien die Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit als politisches Manöver der Kirche, die sich dadurch einen mächtigen Kirchenstaat und die politische Abhängigkeit der Katholiken aller Nationen vom König dieses Staates, vom Papst, sichern wolle.

Eigenartig, wie man damals – und auch heute noch! – seine Augen immer wieder vor den Worten des Dogmas: „Unfehlbar nur in Glaubens- und Sittensachen“ verschloß. Viel verwundernder ist jedoch, wie wenig selbst die Katholiken in die letzten und schönsten Tiefen der Kirche hineinschauen können. Wie wenig wir selbst die Kirche ihrer wahren Seele nach kennen. Allen ist uns das Dogma der Unfehlbarkeit mehr oder weniger in den Knochen. Nicht allein daß uns alles „unfehlbar“ ist, was auch nur den leisesten Schatten des Katholischen an sich trägt – und sollte es auch nur ein katholisch getaufter Schauspieler oder Sportsmann sein! –, wir mißverstehen dieses Dogma genau so wie seine nichtkatholischen Feinde es tun: Wir meinen wirklich, die Kirche habe durch die Verkündigung der Unfehlbarkeit ihr richtiges Gesicht gezeigt. Habe damit bewiesen, daß ihre Hauptaufgabe darin bestände, eine Ecclesia regens, eine herrschende Kirche, zu sein.

Ganz im Schatten von 1870 steht das im Jahre 1854 verkündigte Dogma von der Unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter Maria. Erschauernd ist der geschichtliche Hintergrund, der dem Jahre

1854 von der Christenheit gelegt wurde. Über einhundert Jahre lebte die Kirche vor 1854 wahrhaftig nicht in einer Welt der Heiligen. Und auch sie selbst war kein Haus, das gefüllt war von Freunden Gottes. Ganze Scharen ihrer Gläubigen, ihrer Priester und Bischöfe verweigerten den Gehorsam, fielen ab, oder mißbrauchten das Heiligste für politische Zwecke, stellten es in den Dienst der Geldsucht, der Herrschwut und aller Sünden des Fleisches.

Langsam nur begann sich dieser Morast am Anfang des 19. Jahrhunderts zu klären, und aus den Tiefen allen Schmutzes sang die Kirche Christi plötzlich am 8. Dezember in alle Welt hinaus: „Ganz schön bist du, Maria! Und keine Makel ist an Dir!"

Hätte die Kirche wohl auch von sich selbst so singen können?

In ihrer äußereren Erscheinung, da, wo sich die Kirche in ihren Getauften verkörpert, ist sie schön und makellos nur in ihren Heiligen geblieben. In ihren Heiligen, die immer da waren. Auch vor und um 1854. Sonst aber hat die Sünde von der Hütte des allerärmsten Katholiken bis hoch hinauf an den Thron der Päpste gegriffen und besudelt.

Ihrem innersten und tiefsten Wesen nach ist die Kirche Christi Braut und Christi Leib, durchseelt vom Heiligen Geiste. Das richtige Gesicht der Kirche ist – wie das Gesicht Marias, der Einen, der Reinen, der Unbefleckten, der Mutter. Und in dieser Einen hat uns die Kirche gerade am 8. Dezember 1854 offenbart, was und wie sie in ihrer ewigen Wirklichkeit ist.

Eine erdengesinnte Menschheit fuhr in die Höhe, als man des Papstes Unfehlbarkeit erklärte. Das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis war nicht verstanden, wird auch heute noch von kleinen und von großen Katholiken nur als Akt „frommer Marienverehrung" betrachtet. Darum blieb es im Jahre 1854 so still, und darum wurde es vierzehn Jahre später so laut in der Welt. Herrschsucht ist jedem Menschen angeboren. Stolz des Geistes nennt die Heilige Schrift diese unsere Schwachheit – an der auch wir Katholiken leiden. So verblenden kann dieser Stolz, daß Feinde toben und – Freunde jubeln, wenn sie von der Eccesia regens, von der herrschenden Kirche, hören. So verblenden, daß Feind und Gläubiger behaupten, unbeugsame Autorität sei der wahre Geist der katholischen Kirche. Feinde suchen durch eigene Herrschsucht der Kirche „Herrschwut" ein für alle mal zu brechen, Katholiken, denen auch nur die kleinste Autorität im Schoße der Kirche anvertraut ist, leben sich in eine Geistesgesinnung hinein, die nichts anderes sagen kann als nur: **„Mir** ist die Gewalt gegeben, **Ich** habe so beschlossen, und **So** muß es sein!"

Leib Christi nennt St. Paul die Kirche des Erlösers. Als „Mutter" ist sie seit Urzeiten gekannt. St. Paulus sagt in einem seiner Briefe, alle irdische Vaterliebe sei nur ein ganz kleiner Abglanz der unendlichen Vaterliebe Gottes zu den Menschen. Wenn wir so richtig ausdrücken wollen, wer und wie Gott wirklich ist, dann sagen wir: Gott ist unendliche, unbegrenzte, ganz persönliche Vaterliebe zu seinem Sohn Jesus Christus und – zu mir, ganz gleich, ob ich ein Heiliger bin oder ein Sünder.

Unbegreifbar ist Gottes Vaterliebe. Unbegreifbar ist auch die ganz persönliche Mutterliebe, die Gott seiner Vaterschaft zur Erlösung der Menschen hinzugefügt hat. Er schuf Maria, und Er schuf sie voll der Gnaden. Voll der Gnaden heißt vollster Liebe der Ewigkeit sein.

Mit dieser Fülle überirdischer Liebe liebt Maria ihren göttlichen Sohn und – uns, die wir, wie uns in der Heiligen Schrift geoffenbart, durch die Kreuzerlösung, durch Tauf- und alle andern Gnaden Brüder Jesu Christi wurden. Brüder nicht dem Blute nach, das heute lebt und morgen stirbt, Brüder dem Geiste nach, der ewig ist.

Als Brüder Jesu Christi sind wir Söhne und Töchter Mariens. Wie Maria einstens jenen gebar, der aller Gnaden Herr ist, so fließt heute jede Gnade Gottes durch Marias Hände uns zu. Maria, so glauben wir Katholiken, ist die Mutter der Gnaden, die Mutter des von Gott erschaffenen Lebens Jesu Christi in uns. Maria wirkt in der Kirche. Sie ist der Kirche Mütterlichkeit – und die Kirche ist ihrem tiefsten Wesen nach Leib Christi, geboren und immer wieder geboren aus der Mutterschaft Mariens.

Eine wundersame Mutterschaft ist die Kirche. Es ist das eine Mutterschaft des Göttlichen, wie Maria Mutter des Gottessohnes ist. Rein und makellos ist der Leib der Kirche, aus dem sie dieses Leben gebiert. Genau so rein und makellos wie der Leib Mariens. Und das Leben selbst, das der Schoß dieser Mutterschaft empfängt und in die Welt des Erschaffenen stellt, ist vom Heiligen Geiste.

Maria hat Jesus geboren, den Sohn des Allerhöchsten. Die Kirche hat bis heute nichts anderes geboren als Göttliches. Heilig und göttlich ist nämlich die Gnade der Taufe, die Gnade der Buße, der

Firmung. Heilig und Gott ist die Eucharistie. Unheilig sind nur die Empfänger dieser Gnaden, die Menschen, die Getauften und die Gefirmten.

Es hat sich im Laufe der zwei christlichen Jahrtausende nichts klarer gezeigt als die erschauernde Tatsache, daß das einzig Unvernünftige und das einzig Unnatürliche an der Kirche – die Christen selbst sind. Nichts an der Kirche ist falsch – wir sind die Unwahren. Nichts ist an der Kirche von Makeln besudelt – wir sind die Unreinen. Nichts ist an der Kirche herrschsüchtig, geldgierig und im Fleische lebend – nichts als nur wir, die Getauften. Höchstens, daß diesem oder jenem unter uns Gottes große Liebe wahrhaftig die Brust zerbrennen sollte. Diese wären dann wirklich rein und schön, genau wie sie ist, die große heilige Braut Jesu Christi.

So hoch, so hehr, so heilig sind diese Wahrheiten, daß wir armselige Menschen sie einfach nicht erfassen können. Eines fühlen wir jedoch instinktiv: Unsere Kirche ist schön, weil sie uns Mutter ist. Wir könnten die Kirche nicht lieben, wenn auch sie wie alles andere in der Welt wäre, stolz, die Menschen in die Knie zwingend, nur die Sprache des Befehlens redend. Eben weil die Kirche anders ist, weil sie Mutter ist, lieben wir sie.

Welch wundersame Mutterschaft die Kirche doch ist. Was St. Paul von Gottes Vaterliebe sagt, ist auch Wahrheit, wenn wir von der Mutterliebe Mariens und der Kirche reden. Ist die Liebe meiner eigenen Mutter groß und tief und ohne Grenzen, so ist die Mutterliebe, die der Ewigkeit entstammt, unendlich mal größer und tiefer und grenzenloser. Wenn meine eigene Mutter mir immer Zuflucht, Hilfe und Trost ist, so ist die der Ewigkeit entquellende Mutterliebe unendlich reichen an Güte wenn wir sie anrufen: „Du Zuflucht der Sünder! Du Hilfe der Christen! Du Trost der Betrübten — bitte für uns!"

Und hier haben wir das ganze Geheimnis der Kirche vor uns liegen: Nicht Herrschertum, nicht Unfehlbarkeit im Leiten und Erklären der Gesetze ist ihr Hauptzweck, und nicht Ecclesia regens (herrschende Kirche) ist ihr Name: Sie ist eine Ecclesia orans, sie ist, wie Maria und mit Maria, eine betende, eine Christusopfernde Mutter der Menschen und Tochter Gottes. Sie ist Gott des Vaters Ruhm und Freude, und den Menschen Mutter der Zuflucht, der Hilfe, des Trostes und der Kindschaft in Gott.

Mögen die Menschen die Kirche mit falschen Anklagen besudeln. Mögen andere, angetan in heiligen Gewändern der Kirche, ihre Muttergüte mißbrauchen und ihr Muttersein verleugnen: Nicht der Mensch ist die Kirche. Christus, Maria, die Heiligen und wir Sünder, das alles zusammen ist die Kirche. In ihr lebt der Heilige Geist. Aus ihrem Mutterleib wird Heiliges geboren. Das Heilige, das Maria zur Königin aller Heiligen erhoben, das auch mich groß machen kann in Gott und durch Gott – wenn ich nur trinke und verbreite die Vaterliebe Gottes, die Mutterliebe Marias, und die Sohnesliebe Jesu Christi, meines einzigen Erlösers, meines einzigen Weges, meines einzigen Lichtes, meiner einzigen Wahrheit.

– Der Schriftleiter

Opferung

Da der Tag nun ausgelitten
laß auch mich der Ruhe pflegen,
der du mit mir gekämpft, gestritten
Herr gib gnädig deinen Segen!
Laß mich nicht zuviel verlangen
von der Welt und ihren Gaben,
laß mich zwischen Freuden, Kämpfen
immer dich im Herzen haben.

Laß den Blick mich immer wenden
auf zu dir Gethsemane —
daß ich mit gerungenen Händen
spreche: Herr, dein Will' gescheh'.
Laß das Wort in mir sich gründen:
wer mich liebt, der folgt mir nach —
daß mit d i r dein Kreuz ich trage,
bis mir leicht der schwerste Tag.

Die drei Gaben des Geistes

Botschaft zum Tag des Herrn

1. **Erkenntnis.** — Pfingsten ergreift unser Herz nicht, wie etwa die Mitternachtsglocken der Weihnacht, die siegreichen Fanfarenchoräle des Ostermorgens, der öffentliche Triumphmarsch frohfarbigster Fronleichnamsprozession oder die stilltrauliche Besinnlichkeit eines Friedhofganges am herbstlichen Allerheiligentag. Vielleicht fehlt uns gerade für Pfingsten die richtige Erkenntnis. Diese innere, seelenklärende und glutenfachende Erkenntnis ist aber die eigentliche Auswirkung des Pfingsttages: „Der Tröster aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe." (Joh. 14,26).

Drei Jahre lang waren die Apostel in Christi persönlich geleitetem Priesterseminar. Der Sohn Gottes als Regens und Dozent! Und wie oft müssen seine Evangelisten beschämt gestehen: „Sie verstanden seine Worte nicht!"

Verstehen wir uns selber? Verstehen wir einer den andern? Verstehen wir die Pläne Gottes und seine geheimnisvolle Führung in unserem Leben? Wie oft leiden wir unter dem Dunkel in uns selbst, und wie oft stöhnen wir klagend zum Himmel: „Herr, was willst du, daß ich tun soll? . . . Warum? . . . Wie lange? . . . Wozu?" — Der Arzt sitzt forschend und tastend am Bett des Patienten und sucht Diagnose zu stellen. Röntgen hat uns die Durchleuchtung des Menschenleibes geschenkt. Wer aber durchleuchted die Seele? Wer stellt die sichere Diagnose eines Menschenherzens? Nur Er, der Trostarzt von Pfingsten: der Heilige Geist. —

Von ihm erfüllt, traten die Kreuzesflüchtlinge von gestern als Fürsten einer Weltkirche unter das sprachenwimmelnde Volk und redeten gewaltig, daß jeder sie in seiner Zunge verstand; von ihm erfüllt, schrieben sie die zeitüberdauernde Frohbotschaft der universalen Evangelien und die klargefügten Aostelbriefe als Geistesnahrung für fernste Jahrtausende; von ihm erfüllt, lenken noch die heutigen Päpste und Bischöfe in unfehlbarsicherem Kurs die Arche der Kirche durch die Flut und Ebbe des Weltozeans.

Und was wir selber in unsern Geist aufnehmen und in unserer ruhelosen Brust verarbeiten, ist es etwas anderes als tägliche Belehrung und abendliche Erinnerung an das, was uns einst die Mutter lehrte, ein Priester kundtat, eine Stunde der Liebe oder des Leidens offenbarte? Dieser einzig wahre Reichtum des Menschen — Klarheit, Weite und Helle des Herzens — ist Wirkung des Heiligen Geistes, des Trösters. „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen!"

2. **Friede.** — Diese andere Gabe verstehen wir besser, weil wir alle hungern nach ihr. Der Friedenswunsch war beim alten Volk Gottes täglich wiederholter Gruß an Kommende und Scheidende. — „Den Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch" (Joh. 14,27) ist Abschiedsgruß des Herrn. Erinnert er nicht an den weihnachtlichen Sang der Flurengel von Bethlehem: „Und Friede den Menschen, die guten Willens sind"?

Christus kann den Frieden geben und hinterlassen: weil er ihn geschaffen hat, weil er die abgebrochene Brücke zwischen Gott und Mensch, zwischen dem harrenden Vater und den verlorenen Söhnen durch seine blutbesprengten Kreuzbalken neu gebaut hat.

Der Vollender des Friedens aber ist der Heilige Geist. Seine Tat ist der „Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt" (Phil. 4,7), eine Harmonie, Ruhe und Gelassenheit der Seele, die sich ganz in den Armen Gottes geborgen weiß. — „Nicht wie die Welt ihn gibt" ist der Friede. Die Welt meint Frieden zu bauen, indem sie Würfel glitzernden Glückes zusammenbastelt, zerrissene Landkarten zusammenleimt, Gebrochene Verträge zusammenfügt und mit morgen schon wieder bröckelndem Siegel versieht. Wenn die Welt von Frieden spricht, meint sie Fahrplanordnung, Verdienst, Eigenheim, Garten, Ehre, Feierabend, Monate ohne Waffengerassel, Nächte gutfunktionierender Sekuritas, Brot, Altersversicherung, Lebensabend ohne

Das alles ist der wahre Friede nicht. Der wahre Friede ist urewig vorgebildet in der Harmonie zwischen Vater, Sohn und Geist. Und der wahre Friede, soweit er auf Erden möglich ist, ist Harmonie zwischen Mensch und Gott, Seelenharmonie einer durch göttliche Weihe geadelten Familie, Harmonie eines auf Gott hin orientierten Volkes, Harmonie einer nach Gottes Gesetzen ausgerichteten und eingerichteten Menschheit. — Solcher Friede ist Gabe des Heiligen Geistes. — „Vater aller Armen Du, aller Herzen Licht und Ruh, sende Deines Lichtes Strahl, komm mit Deiner Gaben Zahl!"

3. **Freude.** — Die dritte Gabe ist die Frucht der ersten beiden. — „Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte sich nicht ... Ihr sollt euch freuen, daß ich zum Vater gehe." (Joh. 14,28) — Jeder Abschied möchte uns mit Traurigkeit überziehen; jede Trennung einer Liebe stimmt die Harfen des Herzens auf Wehmut. Manchmal erscheint uns das Menschenleben wie ein fortwährendes Binden und Entbinden, Finden und Verlieren, Empfangen und Hinschenken.

Im Lichte des Heiligen Geistes wird das alles zur Freude. Wenn schon Jesus Christus „für die ihm vorgelegte Freude das Kreuz erduldete, die Schmach nicht achtete und nun zur Rechten des Vaters sitzet" (Heb. 12,2), so wird auch unser Weg zur Freude über das Kreuz gehen müssen: über das Verlieren, Verzichten und Hinschenken.

Diese scheinbaren Traurigkeiten sind nur irdisch. Einmal wird alles Besitz sein. Und diese schlußendliche Freude des Besitzes wird um so größer sein, je mehr wir unser Herz hienieden bereichert haben mit wahrer Liebe, mit wahrer Treue und mit wahrer dienstfroher Selbstlosigkeit.

Wie hungrig ist des Menschen Herz nach Freude! Und wenn es alles, was da unten Liebenswertes uns begegnet, umarmen und umfangen könnte, wäre die Freude dann vollkommen ... wo doch morgen schon Totenkerzen an der blumengeschmückten Bahre der Liebe brennen können? — Dieser Hunger ist Himmelsgabe ... damit wir den Schrei nach der letzten Liebe aufgeben: „O Du Licht voll seliger Lust, Dring in Deiner Gläubigen Brust bis ins tiefe Herz hinein! Woll' der Tugend Lohn verleihn, laß das Ende selig sein, ewig droben uns zu freun. Amen Alleluja." Pilgrim

Edle Dankbarkeit eines tapferen Soldaten

Gelegentlich der zwanzigsten Wiederkehr der Ernennung des bekannten Heerführers Mackensen zum Generalfeldmarschall wurde ein Brief veröffentlicht, den er damals an seine Mutter schrieb. Er läßt einen tiefen Einblick zu in die Gesinnungen dieses Mannes, der ein ebenso guter Sohn wie Soldat war und im Glück den Herrgott nicht vergaß. Dieser Brief verdient es wirklich, der Nachwelt aufbewahrt zu werden, denn er mag wohl zu den schönsten Briefen gehören, die je ein von Glück und Erfolg begünstigter Sohn seiner Mutter geschrieben hat.

„Nun ist dein Junge", schreibt Makensen, „Generalfeldmarschall geworden, hat die höchste Würde erlangt, die einem Soldaten in seinem Berufe beschieden sein kann und hat sie sogar vor dem Feinde, also in Betätigung seines Berufes erworben. Der liebe Gott hat meine Berufswahl und damit mein Leben sichlich gesegnet. Weit über mein Verdienst und mein Erwarten hat er mich mit Glück überhäuft, von Stufe zu Stufe emporgetragen und mich zum Werkzeuge der Siege gemacht, mit denen er unser Volk begnadigt. Ich vermag es oft gar nicht zu fassen, daß das alles Wirklichkeit ist und warum gerade ich es bin, den das Soldatenglück sich ausgesucht hat. Meine Dankesschuld ist unermeßlich. Und welch ein weiteres Glück, liebe Mutter, daß du diesen Aufstieg Deines Sohnes, diese Erfüllung seines Berufes noch erlebst. Wenn etwas meiner Freude noch eine besondere Weihe geben kann, so ist es diese ungewöhnliche Tatsache. Ich erblicke in ihr eine ganz besondere Gnade Gottes und messe Deinen Gebeten einen großen Anteil an den Erfolgen, die sich an meinen Namen knüpfen, bei. ... Wieviel Männer in meinem Alter können noch an eine Mutter schreiben, wie wenig sich noch ein Kind nennen hören und damit jung fühlen! Ich glaube, Du bist die erste nichtfürstliche Frau in unserem Vaterlande, die einen Sohn als Generalfeldmarschall auf betendem Herzen durchs Leben tragen kann." — Dieser Brief ehrt den großen Feldmarschall sehr.

* * *

Wenn Gott erhöhen will, so legen alle Heiligen die Hände an die Leiter.

Erinnerungen aus dem Hl. Jahr

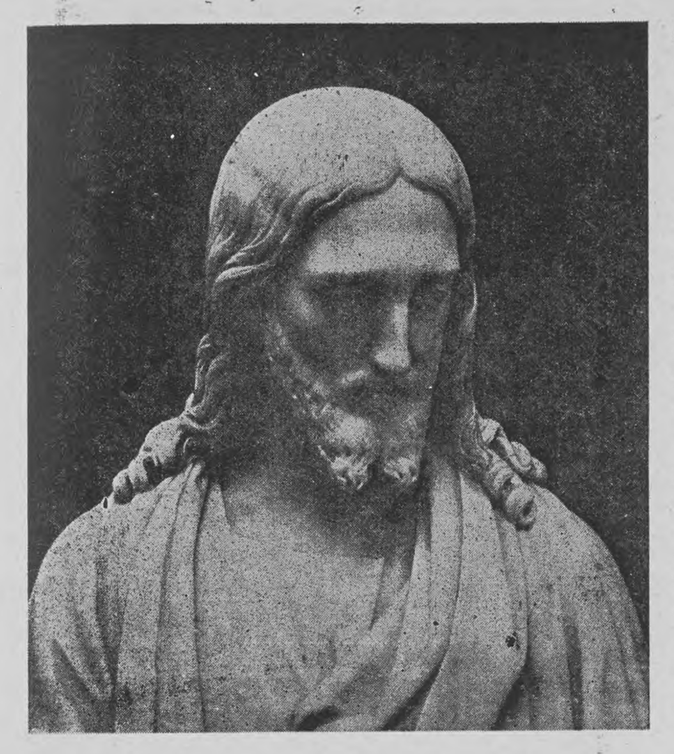
von Hieronymus Peregrinus

In der ewigen Stadt.

Rom ist eine moderne Stadt, in der Altes und Neues in lieblichen Einklang sich mischen. Das ist der erste Eindruck, den der prüfende Blick beim Umherwandern dem Bewußtsein vermittelt. Der mächtige Bahnhof, von Mussolini erbaut; die schönen Hotels; die Regierungsgebäude; die 23 Kaufhöfe (galerias) mit allen Sorten von Geschäften und Agenturen in ihren Mauern, machen einen durchaus freundlichen und gepflegten Eindruck.

Für die Besichtigung italienischer Städte durch Ausländer ist in bester Weise gesorgt. Man braucht sich nur für den Besuch des einen oder andern Stadtviertels bei der Hotelverwaltung anzumelden, und alles andere ergibt sich von selbst. Der ausgesprochene Wunsch wird an die Verkehrsgesellschaften weiter gegeben. Morgens um 9 Uhr erscheint eine Taxi und hold einen ab; bis zum Mittagessen ist man wieder daheim. Nachmittags um 2 Uhr fährt ein anderes Auto vor für eine weitere Partie, und vor 6 Uhr ist man in seinem Quartier zurück. Der Hotelverwaltung wird auch die Rechnung bezahlt. Jene Autos sammeln die Touristen auf einem der großen Marktplätze zu einheitlichen Sprachgruppen. Diese besteigen einen Autobus unter der Obhut eines Führers, der in ein oder zwei Sprachen alle Sehenswürdigkeiten erklärt. Öfters wird halt gemacht oder ausgestiegen, zur gründlichen Betrachtung der öffentlichen Gebäude oder zum beliebigen Anschauen von Alterstümern und Kunstschätzen in Museen, Kunsthallen und Gemäldegalerien. So kann man am ersten Tag zwei Stadtviertel vornehmen und am nächsten Tag die andern. Am dritten geht's hinaus in die Umgegend. Alles zusammen gibt dem Neugierigen ein eindrucksvolles Gesamtbild von allen sehenswerten Natur- und Kunstschönheiten der Stadt.

Die von der Vekehrskompagnie bezahlten Führer sind natürlich nicht alle gleich gut und ansprechend. Dennoch staunt man über sie. Ihre Gewandtheit in Handhabung der Sprachen; ihre Ortskenntnis; ihre Vertrautheit mit Geschichte, Altertumswissenschaft und Kunst sind einfach verblüffend. Nur kleine, nichtssagende Fehler unterlaufen ihnen von Zeit zu Zeit. So redete einer von ihnen am Triumphbogen des Titus von der Zerstörung des „Salomonischen" Tempels. Es war der Herodianische! Petrus und Paulus starben nach ihrer Auffassung beide im Jahre 67. In Wahrheit war es nur derselbe Tag. Einer klagte über die „Zerstörungswut" der Christen in den ersten Jahrhunderten, der eine Unzahl von Kulturwerten zum Opfer gefallen sei. Es handelt sich um die Zeit nach dem Endsieg des Christentums über den heidnischen Staat. War das aber nicht natürlich? und in vollem Einklang mit den Gesetzen der Seelenkunde? Dreihundert Jahre hatten jene Christen unter furchbarster Unterdrückung gestöhnt und geblutet. Nun gingen sie zum Angriff vor. Zerstörten die Bastionen ihrer Feinde. Ihre Theater und Stadiums, wo Tausende aus ihren Reihen unmenschlich gequält und zum Tode gemartert worden waren. Die Opferstätten, die von den Greueln des Götzendienstes entweiht und besudelt worden waren. Die Tempel, wo grausame und ehebrecherische Götter dem Welterlöser seine Rechtsansprüche auf die Weltherrschaft streitig gemacht hatten. Es war eine ungeheure seelische Reaktion und ihr Urteil über die Vergangenheit. Was die Zukunft über die Einzelheiten dieses Vorgehens denken würde, darum kümmerten sie sich nicht. So ist gar manches vernichtet worden, dessen Untergang wir heut bedauern. Gar vieles von diesen Verlusten geht übrigens auf die Rechnung fremder Eindringlinge. Wie oft ist Rom von Feinden erobert worden! Und wie viele Einwohner haben sich irgendwoher mit Material versorgt für den Häuserbau. Not kennt kein Gebot! Sehr vieles ist trotz allem erhalten geblieben. So hat man des öfteren die Statuen der Götter und Heroen in christliche Heiligenfiguren umgewandelt. Einer früheren Olympierin legte man z.B. ein Lamm aus Marmor auf den rechten Arm und machte sie zur hl. Agnes.



Alles in allem waren unsre Führer interessant und echt katholisch. Letzteres fiel mir auf beim Besuch des Pantheons. Unser Cicerone erklärte, das Heiligste Sakrament werde hier nicht aufbewahrt, nur die hl. Messe werde hier gelesen. Im Verlauf seiner Ausführungen kam er mehrere Mal darauf zurück und betonte, dies sei ein **katholisches** Gotteshaus. Nun merkte ich, das war auf **mich** gemünzt und den Hut, den ich auf dem Kopf behielt. Offenbar wollte er mir den Hut vom Kopfe zwingen. Es gelang ihm nicht. Ich hatte eine böse Erkältung mit Fieber und fürchtete eine Verschlimmerung. Beim Hinausgehen machte ich unsern Mann darauf aufmerksam. Er entschuldigte sich und sagte, er hätte mich für einen böswilligen Prediger gehalten.

In Rom gibt's viele geschichtliche Altertümer, die mächtig das christliche Gemüt ansprechen. Eins davon ist die Hl. Stiege (scala santa), die der Heiland hinauf und hinunter mußte bei seinem Verhör vor Pontius Pilatus. Die Treppenstufen aus Marmor sind mit Holz überkleidet. Zu jeder Tageszeit sieht man fromme Büßer auf den Knien betend die Trepperlinge hinauf rutschen, um auf einem Seitenweg wieder ins Freie zu gelangen. Das Ganze mächtige Anregung aus dem bitteren Leiden.

Sehr alt und ehrwürdig ist die Quo vadies Kapelle. Der hl. Petrus wartete im Mamertinischen Kerker auf seine Hinrichtung. An ein Entkommen war diesmal nicht zu denken; die Wächter des Nero verhinderten es. Und doch kam eine Wendung.

„Stark wohl sind die Römerkrieger,

Stärker noch der Wein von Chios."

Es gelang den Christen ihn zu befreien. Und schon wandert er lebhaft die Via Appia hinab. Im Hafen von Puteoli würde er ein Schiff erhaschen und sein Leben in Sicherheit bringen. Er sollte nur bis an die Stadtgrenze gelangen. Dort sieht er auf einmal einen Wanderer keuchend auf sich zukommen . . . mit Dornen gekrönt und mit dem Kreuze beladen. Petrus erkennt ihn sofort und fragt: Quo vadis, Domine? Herr, wo gehst Du hin? „Zur Stadt", war die Antwort, „wo man mich von neuem kreuzigen wird. Denn Du willst ja dem Martertod entgehen." Petrus fragte nicht weiter. Er eilt in die faule Stickluft seines Gefängnisses zurück und stellt sich seinen Henkern. Die größte Kirche der Erde ragt heute über der Stelle, wo er dem Meister in der Kreuzesmarter ähnlich wurde.

Auch ein Gang durch die Katakomben regt fruchtbar die Gedanken an. Man wandert dort zwischen den Reliquien der Märtyrer hin und her; die atemberaubende Schwüle dieser 600 Meilen langen Gänge ruft einem lebhaft die bange Bedrängnis der Ersten Kirche ins Gedächtnis.

In Rom gibt's auch viel Gewaltiges in solcher Überfülle, daß es auf die Dauer wie erdrückend auf die Seele wuchtet. Was soll man sich von all dem merken? Am Anfang macht man noch eine Auslese für sein Tagebuch. Aber bald läßt man es sein. Man starrt einfach und staunt. Staunt über die gewaltigen Überbleibsel aus dem altheidnischen Imperium (Kaiserzeit). Das Forum, das Colosseum mit seinem 200,000 Sitzen; die Thermen (Badeanlagen); das Pantheon (Altgöttertempel); die Siegesbögen; die Stadtmauern. Rom war das Herz des Römischen Weltreiches und suchte als Herrin alle andern Völker an Glanz zu übertrumpfen.

Noch viel herrlicher türmen sich die Erzeugnisse der christlichen Jahrhunderte. Man denke nur an die 4 Kirchen, die zur Gewinnung des Jubiläums-Ablasses besucht werden mußten: Lateran, Santa Maria Maggiore, Sankt Paul außerhalb der Mauern, Sankt Peter. In diesen Gotteshäusern ist alles kolossal. Die Altäre und Kerzenständer; die Büsten und Statuen, die Treppen und Pfeiler, die Fassaden und Strebebogen. Alles in schier übermensch-

lichen Ausmaßen! Die riesigen Marmorpfeiler sind oft aus einem einzigen Stück gehauen. In Maria Maggiore prangen Dutzende von Edelrosen aus reinstem Gold in den Feldern der Decke. In S. Paul extra muros glüht das Tageslicht wonniglich durch all die vielen Seitenfenster aus kostbaren Alabaster. Kaiser und Könige haben gewetteifert, die Herrlichkeit dieses Tempels bis zum höchstmöglichen Grad hinauf zu treiben. Es ist der erhabenste Versuch gewesen, der je unternommen wurde, die Schmähungen des Gottessohnes in seiner Passion und auf seinem Gang durch die Jahrhunderte wettzumachen und wieder auszumerzen.

Das ist Rom! Weder das heidnische noch das christliche Zeialter haben im Dienst der bildenden Künste gespart an Zeit, Material und Geld. Und der Himmel fügte zu diesem Edelmut das Genie. Beide im Bunde haben unzählige Wunderwerke geschaffen in Malerei, Bildhauerei und Architektur (Baukunst).

Vidi Pontificem! Der Pilgerverkehr in Rom war schon im ersten Monat des Hl. Jahres recht bemerkenswert. Ganze Züge kamen aus west-europäischen Ländern. Dazu gesellten sich Einzelgruppen aus Süd-Afrika, Ceylon, Argentinien und Alaska. Mitte Juni beobachtete ich eine Gruppe von 5-600 Ankömmlingen aus Australien. Alle trieb die eine große Sehnsucht, den Heiligen Vater zu sehen.

In Rom gibt es viele nationale Kirchen, deren Priester an Sonn-und Feiertagen für die religiösen Bedürfnisse ihrer Landsleute sorgen. Aber einerlei, woher sie kommen; wenn's zum Vatikan hinaus geht, fallen alle völkischen Schranken. Unter der mächtigen Stahlkuppel von S. Peter verschmelzen all die verschiedenen Elemente in die große Einheit der Herde Christi. Wie Kinder einer einzigen großen Familie sammeln sich alle um den gemeinsamen Vater, der das Symbol (Wahrzeichen) und der Garant der katholischen Einheit ist.

Schon auf dem Schiff hatte man sich um Zulassungskarten zur Audienz bemüht. Der Schiffskaplan unterzeichnete sie. Katholiken und Nichtkatholiken bewarben sich mit gleichem Eifer um sie. Zweimal wöchentlich im Hl. Jahr gab der Papst eine öffentliche Audienz. Schon eine Stunde vor der festgesetzten Zeit strömten die glücklichen Pilger den weiten, langsam ansteigenden Gang zur Empfangshalle hinauf. Einige hielten den wachthabenden Schweizer Gardisten ihren Schein entgegen; die meißten vergaßen in ihrem Eifer Papier und Gardisten.

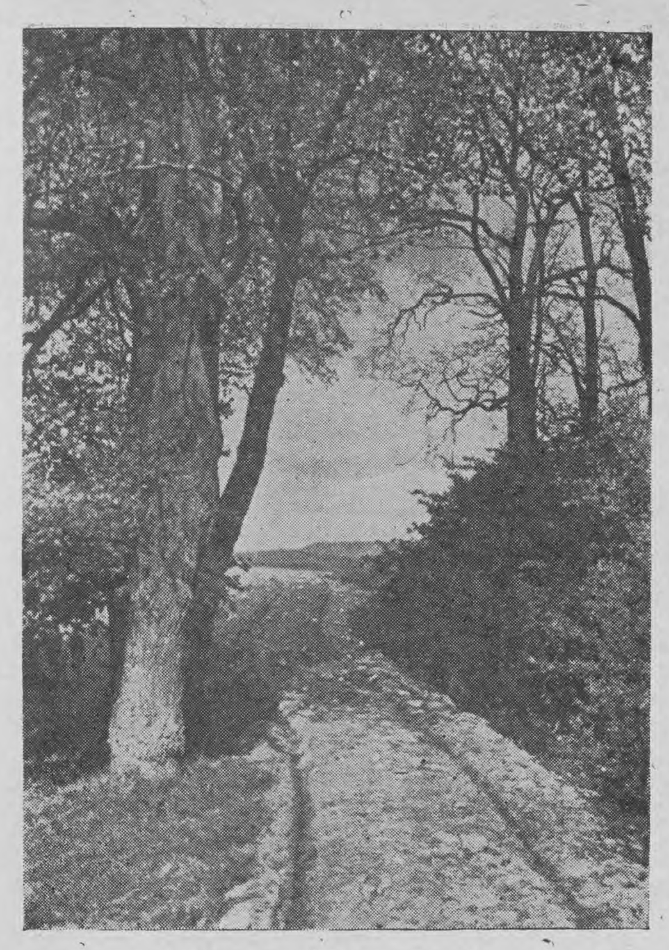
Es war Mittwoch Nachmittag,ein Uhr. Menschen aus aller Welt plauderten lebhaft im Saal. In dessen Mitte hatte man mittels eiserner Schranken einen engen Durchgang gesichert vom Eingang bis hinunter zum päpstlichen Thron. Soldaten verschiedener Sorte hielten ihn frei. An den Wänden entlang war eine Reihe Tonverstärker angebracht. Wir hatten schon eine ganze Weile gestanden, als ein Zischen durch die Menge ging. St-st-st- Alles wurde still, aber nichts geschah. Es war ein falscher Alarm und mit lautem Lachen nahm man die Unterhaltung wieder auf. So ging es mehrere Male. Aber auf einmal wurde es ernst. Am Eingang fing man laut zu rufen an und klatschte mit den Händen. Es war das Signal zu einem donnernden Hoch: Eviva il papa! Es lebe der Papst! Ja, der Papa (Papst) erschien plötzlich hoch auf seiner Sedia über dem Menschenschwarm. Je weiter er nach vorne schritt, desto mehr löste sich der allgemeine Jubel in Gruppenrufe auf. Die Ausbrüche der Freude schienen sich gegenseitig überbieten zu wollen. Der Heilige Vater lächelte mit sichtlicher Zufriedenheit und beugte sich tief zum Segen mit der Rechten. Und seine Linke? Die ging auch immer wieder in Aktion. Da waren so viele ausgestreckte Arme, die gerne seine Sandalen oder sein Kleid berührt hätten. Der Papst wußte es und so be-

---

Altarschmuck

Durch Blumenwiesen ging ich einen, Strauß
Von farbenfrohen Blüten mir zu pflücken,
Mit ihm am Feiertag im Gotteshaus
des Herrn Altar anbetungsvoll zu schmücken.
Nun stehn sie dort, der Wiesen letzter Dank
für ihres Schöpfers wunderreicheGüte,
Im hohen Glas die einen, stolz und schlank,
Als ahnten sie die Schönheit ihrer Blüte.
Doch ihr, ihr kleinen Blümelein, nicht groß
Genug, im schlanken Kelchglas euch zu wiegen,
Kommt her, ihr könnt in flacher Schale bloß
Auf dem Altar am Fuß des Kreuzes liegen...
O meine Seele, laß die andern gern
Vor Gott mit ihrer stolzen Schönheit prahlen...
Dir sei's genug, am Kreuze deines Herrn
Zu seinen Füßen ruhn... in Opferschalen.

Paul Blau



Mai

nutzte er seine linke Hand, um nach rechts und links die Fingerspitzen seiner Kinder zu berühren. Zart tat er es und sozusagen vorsichtig. Er wußte wohl aus Erfahrung: ließe er denen die Hand, dann nähmen sie auch seinen Arm und würden ihn von seinem Sitz zu sich herunter ziehn. Ein ergreifender Anblick, den nur ein Massenaudienz gewährt, und gerade eine solche hatte ich immer sehen und erleben wollen.

An seinem Throne angelangt, ließ man den Hl. Vater von seiner Sedia herunter. Er schritt geradewegs zum Mikrophon, um zu uns zu reden. Er tat es kurz und bündig auf Italienisch, Französisch, Deutsch, Englisch undSpanisch. Er tat's mit staunenswerter Fließigkeit, wenn auch nicht gerade ohne Fehl. Wenn man genau zuhorchte, merkte man, daß er sein Deutsch und Englisch nicht auf dem Mutterschoß gelernt hatte. Er gab seiner Freude Ausdruck, uns so früh im Hl. Jahr um sich zu sehen und versprach uns und unseren Freunden, Verwandten und Bekannten und allen die wir lieb hätten, den Apostolischen Segen. Als er zuletzt in seiner weißen Sutane zu diesem Segen ausholte und seine Arme ganz weit ausspante, so daß er in Kreuzesform dastand, bot er einen überraschend schönen Anblick. Niemand konnte dabei Niederknien; die Menge war zu groß. Er ging dann seitwärts zu einer Schar Ordensfrauen und redete längere Zeit mit ihnen. Die Volksmasse benutzte die Gelegenheit zum Absingen des Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat (Christus ist Sieger, König, Weltbeherrscher). Als dies beendigt war, gingen die Schulkinder zu einer Huldigung über. Ein wackerer Junge übernahm die Führung. „Vive il papa", kündigte er an als Inhalt des Programmes, das er auszuführen gedachte, und gleich ging er ran. „Zum ersten Mal, Viva!" und metallene Knabenstimmen wiederholten es mit höchster Begeisterung. „Zum zweiten Mal, Viva! Zum dritten Mal, Viva!" Schließlich verließ der Heilige Vater den Saal, so wie er gekommen. Es veranlaßte die Wiederholung der Anfangsszene nur noch in verstärktem Maß. Alles strömte hinaus. Eine anglikanische Doktorsfrau von Dawson Creek im Yukon, die sich mir in der Vatikanstadt angeschlossen, rief mir ins Ohr: „Bin ich doch glücklich, daß ich den Papst gesehn! Ich kann es kaum fassen. Ich muß es allen meinen Freunden schreiben in England, im Yukon und in Australien." So wie sie empfand, empfanden wir alle.

Gerne wäre ich noch länger in Rom geblieben. Hätte noch freudigst neben den 4 oder 5 Autobustouren die 500 Kirchen der Stadt besucht. Wäre noch bereitwilligst in den Keller hinunter gestiegen, wo S. Paulus seine erste Gefangenschaft verbrachte und in den Kerker, aus dem S. Petrus flüchtete, um sein Leben zu retten. Wäre immer wieder mal morgens oder abends frohlockend im Dom von St. Peter umher gewandert. Und so vieles andre mehr. Aber die Zeit drängte, und so mußte ich Abschied nehmen. Ich tat es mit tiefster Ergiffenheit und Zufriedenheit.

Wenn ich heute auf meinen Besuch des Hl. Rom zurück schaue, kommt mir in den reichen Klängen all des Erlebten nur ein Mißton in den Sinn. Es ist die Erinnerung an zwei junge Bibelstudenten von Salt Lake City, die sich überall der englischsprechenden Gruppe anschlossen. Still und steinern standen sie, zugeklemmt wie Muscheln. Mit keinem Wort, keinem Zug im Antlitz, keinem Wimperzucken verrieten sie, was in ihnen vorging. Was war die Dominante im wogenden Auf und Ab ihrer

Lied einer Mutter

Am kleinen Kapellchen beim Abendschein,
da finden wir gern zu dreien uns ein.
Wir freu'n uns der Sonne und pflegen der Ruh
und schauen den zwitschernden Vögelein zu . . .
Drin im Kapellchen hält Gott stille Wacht.
Englein umschweben uns leise und sacht:
„Christus, mein König, ich bringe sie Dir!
Sieh', meine Kleinen! Du segne sie mir . . .“

von L. Willach

Empfindungen? War es Voreingenommenheit und Fanatismus? Verpanzerten sie ihre Brust gegen das Eindringen „katholischen Giftes“? Oder waren sie bis zur Sprachlosigkeit übermannt, so daß sie schwiegen vor Staunen und Ergriffenheit?

Am Eingang der Callistus Katakombe, die der Obsorge der Salesianer anvertraut ist, sagte ich ihnen, daß der Gründer (Don Bosco) bereits 1850 bei Turin die erste Boys-town gegründet hätte. Sie wollten es kaum glauben. In den Päpstlichen Museen standen sie mit uns den ungeheuren Sammlungen wissenschaftlichen Materials von unermeßlichem Werte gegenüber. Was dachten sie hier von „katholischer Rückständigkeit“ in Forschung und Gelehrsamkeit? In St. Paul außerhalb der Mauern sahen sie hoch über den Pfeilern der Kirchenschiffe in blendenden Farben die Brustbilder der 262 Päpste seit Christus, dem Obersten Hirten. Was dachten sie von dieser lückenlosen Geschlossenheit in der Apostolischen Succession (Aufeinanderfolge)? Im Peter's Dom reckten sie wie wir den Nacken hinauf zu dem Tu es Petrus, das in goldenen Buchstaben die untere Rundung der Kuppel ziert. Und über der Pfeilerhöhe im Mittelschiff dehnt sich die Versicherung des Herrn an seinen ersten Nachfolger: Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht wanke, und wenn du dich (nach der Verleugnung) bekehrt haben wirst, stärke deine Brüder. Wie überwältigend schön mischt sich in diesem Spruch die menschliche Beschränktheit der Tiaraträger mit der ehernen Stärke des göttlichen Charismas (Gnadengabe), das alle Anschläge der Höllenpforten überdauert!

Ja, was dachten die zwei beim Anblick all dieser Dinge? Vielleicht verfügten sie nicht über die nötige Vorbildung, um diesen Sachen auf den Grund zu gehen. So wie jenem Fanatiker auf dem Schiff, der bitter und boshaft die Säure seiner Abneigung über alles Katholische ausgoß. Die Madonna beherrschte ihm zu sehr als Mittelpunkt die gottesdienstlichen Stätten in Italien. Ich verwies dem gegenüber auf den Tabernakel und das Ewige Licht. Er wies das verächtlich von sich und nannte die hl. Hostie („that wafer“) ein Erzeugnis katholischen Aberglaubens. Den Papst und seinen Senat im Vatikan klagte er des Verrates an. Hätte mit den Nazis in Freundschaft zusammen gearbeitet. Er merkte nicht, daß er sich mit solch einer Behauptung in den eigenen Schlingen fing. Denn im katholikenfeindlichen Lager spricht man dauernd von der Geriebenheit und Gerissenheit der Römischen Curie. Ihr allein (ohne göttliche Unterstützung) schreibt man es zu, daß die Kirche 2000 Jahre lang allen Stürmen von Innen und Außen getrotzt hat. Und zu gleicher Zeit soll der jetzige Papst mit seinen Todfeinden paktiert haben? Wie läßt sich beides vereinbaren? Er ging nicht auf meine Fragen ein. Er zittierte nur hartnäckig seine romfeindlichen Blätter. Wie traurig!

Der Keil, der 1517 in den Block der christlichen Einheit getrieben wurde, hat den anfanglichen Riß zur unüberbrückbaren Kluft erweitert. Wie zwei verschiedene Welten stehen sich heute Katholiken und Protestanten gegenüber. . . . Ein Mißaccord in der Symphonie meiner Erinnerungen an's Ewige Rom. Aber so ist das Leben.

Zu spaet

von Ludgar Siepen

Es war morgens um acht Uhr, der Pfarrer wollte gerade in die Kirche gehen, als der Küster ihm einen langen, malvenfarbigen Brief mit vornehmem Silbersiegel überreichte. Der Spitzbube machte ein gar pfiffiges Gesicht dabei. Offenbar wußte er schon etwas von dem Inhalt. Der Brief war ihm von einer der vornehmsten Damen des Städtchens zum Besorgen übergeben worden, und da er die Dame genugsam kannte, konnte er ungefähr ahnen, auf welchem Gleise sich der Inhalt bewegte.

Der Tag beginnt ja ganz gut", sagte der Pfarrer vor sich hin. Auch er ahnte, daß der Brief keine Annehmlichkeit bringen würde. Die angenehmen Briefe, besonders von Mitgliedern der Pfarrei, sind im allgemeinen sehr selten. Meistens bringen sie Sorgen und Verdruß.

Langsam öffnete er den Brief, las bedächtig Zeile um Zeile, schüttelte ein paarmal den Kopf. Sein Gesicht war eine große Verwunderung. „Übertreibungen! Weiter nichts", murmelte er. „Und das von einer Dame, die sich zu den besten meiner Pfarrkinder rechnet. Armer Hirte, der mit solchen Schäfchen zu tun hat."

Der Brief aber lautete folgendermaßen:

„Sehr verehrter Herr Pfarrer, länger halte ich es nicht mehr aus, ich muß Ihnen endlich mal klaren Wein einschenken. Sonst tut es ja doch niemand. Aber einer muß sich opfern für die gute Sache. Sonst meinen Sie am Ende noch, es sei alles in schönster Ordnung.

Ich habe unsere Pfarrei gern, fühle mich ihr verbunden. War bis jetzt immer stolz darauf, gerade dieser Pfarrei anzugehören. Aber nun steht mir die Sache doch bis zum Hals. Ich meine nämlich die vielen Sammlungen in der Kirche. Das ist zu arg. Immer und immer verlangt man Geld von uns. Aber kein Mensch findet sich, der unsereinem mal etwas gibt. Man meint wahrhaftig, wir seien nur da, um in einemfort in die Tasche zu greifen und zu geben.

Letzten Sonntag wurde für die Kirche gesammelt . . . gut, da gibt man noch ganz gern. Und dann wurde für die Armen gesammelt . . . auch das läßt man sich gefallen. Aber wenn dann während der Woche auch noch die Schwestern von Haus zu Haus laufen, dann geht auch dem Besten die Geduld aus. Ich habe ein gutes Herz und möchte am liebsten allen Menschen helfen. Aber was zuviel ist, ist zuviel.

Man sieht gar nicht mehr durch. Niemand kennt sich mehr aus. Im Monat August wird für die Ferienkinder gebettelt, im Dezember für die Waisenkinder, im Januar für die Missionen, im März für die Diaspora und so geht es weiter ohne Ende. Und was nächstes Jahr noch kommen wird, weiß Gott allein.

Ich bin hier in Gesellschaft von mehreren besseren Damen, die alle einig mit mir gehen. Sie baten mich zu schreiben, und zwar in ihrem Namen. Sie sehen also, daß ich nicht allein stehe mit mei-



Dich will der Mai begrüßen!

nen Klagen, andern Leuten geht es genau so wie mir.

Wir haben alle den innigen Wunsch, einmal die Süßigkeit des Betens in einem ruhigen Gotteshaus verkosten zu dürfen, ohne daß Ihr klobiger Küster wie ein Wilder mit seinem Stock so auf den Boden stößt, daß die Fenster wackeln und man jedesmal erschreckt auffährt. Wie soll man da beten! Und wenn er mit seiner Bärenstimme in die Kirche: „Für die Armen, bitte! möchte man am liebsten aufstehen und aus der Kirche laufen. Ich finde, daß in unserem Gotteshaus wenig Zucht und Ordnung herscht. Vor allem vermisse ich den feinen Ton, den wir Damen wohl beanspruchen dürften.

Nehmen Sie alles in der gleichen Gesinnung an, wie es geschrieben wurde. Es geht um das Wohl unserer teuren Pfarrei. Denken Sie nicht, daß irgend ein Verdruß mir die Feder führt. Nein, nur die Liebe zur Pfarrei hat mich bewogen, als Stimmführerin vieler andern an Sie zu schreiben.

Ihre stets ergebene
Therese Bienacker.

„Das reicht mal wieder für einige Wochen", lächelte der Pfarrer, während er den Brief zu Ende las und in die Tasche schob. „Ein guter Pfarrer muß wenigstens jeden Monat einmal den Kopf gewaschen bekommen, damit er nicht zu stolz wird und nicht eine zu gute Meinung von seinen Schäflein bekommt."



Martha-dienst

„So kann nur eine Frau übertreiben. Nein zum Lachen ist es. Mein Küster ist trotz seines mächtigen Bartes furchtsam und scheu wie ein junges Mädchen, das zum ersten Male in die Welt guckt. Na, und die Fenster sollen zittern und der Boden dröhnen . . . man muß schon das feine Gehör der Frau Bienacker haben, um so etwas zu empfinden."

Der Pfarrer begann zu grübeln. Fragte sich immer wieder, ob es wiklich so schlimm sei mit den Sammlungen. Er konnte nicht leugnen, daß von den Leuten viel verlangt wurde. Aber wie sollte er es anders machen?

„Da sind die armen Leute, die in Not sind und sich nicht zu helfen wissen. Das Leben ist teuer. Die Miete für die Abendschulen ist vor kurzem schrecklich gestiegen.

Die Kohlen kosten mit jedem Jahre mehr. Die Leute wollen im Winter geheizt haben. Aber kosten darf es nichts. Die kleinste Arbeit an der Kirche oder am Pfarrhaus verschlingt eine Menge Geld. Ich spare so viel ich kann. Aber ich erschrecke am Ende des Jahres selber vor der Summe, die ich ausgegeben habe. Und doch muß ich sagen, daß kein Pfennig verschwendet wurde.

Übrigens wird kein Mensch gezwungen, etwas zu geben. Der Küster bettelt freundlich und liebenswürdig. Und ich glaube, wenn die sehr ehrenwerte Frau Bienacker an meiner Stelle wäre, würde sie wahrscheinlich genau so denken und handeln wie ich. Andere Leute wissen es bekanntlich besser, was man machen sollte. Nächstes Jahr werde ich sie einmal zu Rate ziehen, sie soll mir sagen, wie ich allen Anforderungen der Pfarrei genügen kann, ohne Geld auszugeben.

Aber was soll ich mich über diesen törichten Brief lange aufregen? Ich lasse mir den Tag nicht verderben durch einen solchen Wisch. Ich tue einfach mein Bestes, damit basta! Selbst Frau Bienacker werde ich zufriedenzustellen suchen, damit sie und ihre Freundinnen ein wenig mehr von der „einzigartigen Süßigkeit" des Betens in der Kirche verspüren und ich dennoch mein Budget ausgleichen kann.

Wirklich, es ist eine herrliche Sache, Pfarrer zu sein."

— — — — — — — —

Es dauerte keine acht Tage, und Frau Bienacker hatte eine Grippe. Und zwar eine von der bösartigen Sorte. Sie wehrte sich mit verzweifelten Kräften dagegen, sie zog die besten Ärzte der Stadt zu Rate denn sie wollte doch noch gar so gern leben. „Zwei tausend Mark würde ich sofort ausgeben, wenn mir jemand meine frühere Gesundheit wiedergäbe", sagt sie zu einer vertrauten Freundin, „im Himmel kann ich noch lange genug sein." Sie gehörte zu jenen Menschen, die ganz schön vom Himmel und seinen Freuden zu reden wissen, aber sich mit Händen und Füßen dagegen wehren, wenn sie selber an diesen Freuden teilnehmen sollen. Dann sind ihnen die Seligkeiten dieser Erde anscheinend doch unendlich lieber.

Also Frau Bienacker wehrte sich verzweifelt gegen den Tod. Aber der kennt kein Mitleid noch Erbarmen. Gegen Tränen und Bitten bleibt er kalt und unerbittlich. Er nahm Frau Bienacker einfach mit in das Land der Ewigkeit.

Die Menschen aber sagten: „Diese Frau konnte eigentlich ganz gut abkommen, sie hat ja doch keine Aufgabe mehr zu erfüllen. . . . Ihr Tod reißt keine Lüke."

Frau Bienackers Seele aber stieg aufwärts gegen Himmel. Bald stand sie vor dem heiligen Petrus, der nach altem Glauben die Seelen in den Himmel führt.

„Lieber heiliger Petrus", fing Frau Bienacker an, da sie merkte, daß Petrus es nicht eilig hatte, ihr das Tor zum Himmel zu öffnen. „Ich bin Frau Bienacker, du kennst mich ja . . ."

„So . . ."

„Vor zwei Tagen war ich doch noch in der heiligen Messe. Wer hätte da gedacht, daß ich niemals mehr unsere schöne Kirche besuchen dürfte."

„So . . ."

„Und wir hatten gerade beschlossen, einige kleine Mißstände, die sich in unsere Kirche eingeschlichen hatten, ganz entschieden abzustellen. Natürlich suchten wir dabei nicht unseren Willen durchzusetzen, sondern nur die Ehre Gottes zu fördern. Ich konnte niemals leiden, daß Menschen im Gotteshaus ohne Ehrfurcht sind."

„So . . ."

„Und ich hatte gerade unserem Herrn Pfarrer in dieser Angelegenheit geschrieben. Weißt du, lieber heiliger Petrus, er ist etwas gutmütig. Und darum läßt er manchmal die Dinge laufen, wie sie laufen, um niemand wehzutun. Da ist es ganz gut, wenn zuweilen auch einmal ein ganz energisches Wort gesprochen wird."

„So . . ."

„Aber nicht, daß du meinst, ich wollte etwas gegen unsern Herrn Pfarren sagen. Er ist ein guter Mann. Und heute morgen hat er noch die heilige Messe für mich gelesen. . . . Ich glaube, daß er mich auch feierlich beerdigt in anbetracht meiner vielen Verdienste um die Pfarrei. Er wird sie in seiner Grabrede wohl auch besonders betonen. Das tut er sicher."

Fragen eines neuen Pfarrers:

„Wenn ich sonntags von der Kanzel den Sonntagsstaat meiner Pfarrkinder sehe, die teuren Kleider, die neuen Hüte, so frage ich mich: Wo sind denn heute die Armen?

Wenn ich aber dann den Klingelbeutel öffne, frage ich mich: Wo waren denn heute die Reichen?"

Der heilige Petrusu ließ den Redestrom ruhig über sich ergehen, da er gerade niemand den Himmelsweg heraufkommen sah und so etwas Zeit hatte, um Frau Bienacker entsprechend abzufertigen. Die Lobrede dieser Frau auf sich selbst ließ ihn vollkommen kalt. Er nahm das große Buch, in dem alles aufgezeichnet steht, blätterte darin, bis er den Namen Bienacker fand. Aufmerksam sah er einige Seiten durch, schüttelte den Kopf, als ob er sich wunderte über das Reden und das wirkliche Tun der Frau Bienacker. Ha.lblaut agte er vor sich hin: „Viel Gefühlsduselei . . . Frömmig sehr oberflächlich . . viel Oberflächlichkeit . . . wenig Innerlichkeit . . . manche Sünden schlecht abgebüßt . . . viel Eitelkeit. . . Sie hat eine schlimme Zunge . . . oft sehr lieblos im Urteil über ihre Mitmenschen . . . hielt sich für besser als andere . . . war überzeugt, daß sie für die kleinen Almosen, die sie gab, ein großes Wort in der Pfarrei mitzureden hätte. . ."

Plötzlich hielt St. Petrus inne. Da war etwas, was ihn doch sehr überraschte. — Seine Stirne verdüsterte sich.

„Besaß ein großes Einkommen", stand da klar und deutlich geschrieben.

Der Heilige betrachtete sich nun Frau Bienacker einmal — ganz genau. Sie war natürlich felsenfest davon überzeugt, daß sie ein Recht auf den Himmel hätte, und sie fing schon an, sich zu wundern, daß Petrus so viel Umstände machte. Der Herrgott würde sicher nach ihr verlangen. Aber Petrus fehlte dafür offenbar das rechte Verständnis.

„Was haben Sie eigentlich mit den großen Einnahmen und dem vielen Geld gemacht?" fragte Petrus unbarmherzig und schaute sie mit einem durchdringenden Blicke an. Sie merkte nun, daß es hier kein Verstecken und Beschönigen mehr gab, hier mußte man alle Karten offen hinlegen. Menschen auf der Erde konnte man mit schönen Reden etwas vormachen,



aber hier oben gilt nur die Tat. Da war alles aufgezeichnet, das Gute und das Böse. Dennoch wagte sie, seiner Frage auszuweichen.

„Lieber heiliger Petrus, glaube es mir, ich habe für alle guten Werke gegeben."

„Wieviel war es denn, möchte ich wissen."

„Ich gab, soviel ich nur konnte", versuchte sie noch einmal, dem scharfen Kreuzfeuer des Richters zu entgehen.

„Das will gar nichts heißen", sagte St. Petrus mit einer wegwerfenden Geste. „Mit diesen Worten machen sich die Menschen gegenseitig etwas vor, aber hier oben muß man klar und bestimmt reden. Du sagst, du habest soviel gegeben, als du nur konntest, nach deiner Auffassung, das heißt, soviel du wolltest und mochtest. Aber es mag sein, daß wir hier oben mit anderen Maßstäben messen und über dein Können ganz anderer Meinung sind, als du es auf Erden warst. Also stehe Rede und Antwort: Wieviel hast du von deinem Gelde für gute Werke gegeben?"

„Das weiß ich nicht mehr so genau. Ich bin jetzt auch so aufgeregt, ich weiß es einfach nicht mehr. Ich kann nur sagen, daß die Anforderungen, die von allen Seiten an mich herantraten, mich fast erdrückten. Vor allem gab ich für die Bedürfnisse meiner Pfarrei."

„Ganz richtig. Fünfzehn Mark im Jahre. Das ist gerade nicht außerordentlich viel."

„Aber man darf nicht vergessen, daß auch die Kirchensteuer dazu kam."

„Die du aber sicher mit Unwillen bezahltest, nicht wahr?"

„Und dann gab ich für die Heranbildung von Priestern und Missionaren."

„Das war schön. Drei Mark jährlich. Reichte bei einem Studierenden gerade für einen Tag im Jahre."

„Dieses Jahr waren es vier Mark. Wenn jeder soviel gäbe, dann sähe es ganz anders aus.“

„Es gibt Leute, die fünf Pfennige gaben, die aber mit fünf Pfennigen das Zehnfache von dem gegeben haben, was du gegeben hast. So arm waren sie im Vergleich zu dir. übrigens hast du die vierte Mark gar nicht selbst beigesteuert, es hatte sie ein armer Junge, der sich die Mark mühsam abgespart hatte, dir gegeben, damit du sie dem Sammler übergäbest. Er selbst hatte Angst, es sähe aus, als wollte er prunken, wenn er öffentlich die Mark gäbe.“

„Und ich gab bei allen Sammlungen, die in der Kirche abgehalten wurden. Besonders an Sonntagen. Das macht aufs Jahr schon ein ganz hübsches Sümmchen.“

„Fünf Pfennig jedesmal, ausnahmweise auch mal zehn Pfennige“, rechnete St. Petrus ihr mit erschreckender Deutlichkeit vor.

Wie seltsam das alles klang? Auf Erden hatte sie wunders gemeint, wieviel sie geben würde, und sie hatte geglaubt, das Recht zu haben, sich darüber aufzuregen, daß der Pfarrer so viel verlange und daß die Kirche einen noch bettelarm mache mit ihren Sammlungen. Aber jetzt kam ihr all das, was sie gegeben hatte, wie ein reines Nichts vor. Auf Erden hatte sie immer nur auf das Geld geschaut, das sie ausgab, niemals aber auf das, was sie einnahm. Jedenfalls dann nicht, wenn sie etwas geben sollte.

Sie sah das fragende Gesicht des Heiligen auf sich gerichtet, der genau wissen wollte, was sie nun alles gegeben hatte. Unter seinen scharfen Augen wurde sie ganz nervös, und mit einer Schnelligkeit, die sie sich für solche Gelegenheiten auf Erden schon angewöhnt hatte, um den Menschen zu beweisen, daß sie gewaltige Summen für kirchliche und karitative Zwecke gäbe, schnatterte sie ihr angelerntes Liedchen herunter:

„Ich habe gegeben für die Armen . . . für die Kommunionkinder . . . für den Elisabethverein . . für den Bonifatiusverein . . . für den Paramentenverein, für die Missionen, für den Peterspfennig, für den Kinheit-Jesu-Verein, ich habe gegeben, ich weiß gar nicht mehr alles, aber es ist ganz einfach . . . ich habe eben immer gegeben, wenn gesammelt wurde.“

St. Peter betrachtete sie mit heimlichem Lächeln, während sie mit großer Zungenfertigkeit aufzählte, was sie nach ihrer Meinung Gutes getan hatte. Offenbar hatte sie das auf Erden oft geübt. Aber er ließ sich nicht verblüffen. Er wartete, bis sie eine kleine Pause machte, dann fuhr er flink, mit einer geradezu niederschmetternden Sachlichkeit in ihre Redensarten hinein:

„Und weißt du auch, wie viel du im Ganzen während eines ganzen Jahres gegeben hast?“

„Darüber habe ich nicht Buch geführt“, entgegnete sie erschrokken.

„Aber ich habe es getan,“ fuhr St. Petrus unentwegt fort.

„Es wird wohl ein hübsches Sümmchen sein, nicht wahr?“

„O, das kann ich nicht sagen. Es sind genau 64 Mark und 17 Pfennige. Im Vergleich zu deinem Einkommen ist das nicht gerade viel.“

„War es nicht mehr?“ verwunderte sie sich höflich.

„Nicht einen Pfennig mehr.“ kam es trocken zurück.

„Aber mir scheint, daß die Summe doch ganz bedeutend höher war“, wagte sie einzuwerfen.

„Ja, ja, immer scheint es euch Menschen so. Beim Geldeinnehmen seid ihr stets sachlich, und meint, es sei doch viel zu wenig. Aber beim Ausgeben, jedenfalls beim Ausgeben für religiöse Zwecke und gute Werke, habt ihr immer Angst, es sei zu viel. Und wenn ihr mal eine Mark gegeben habt, bildet ihr euch ein, es seien mindestens fünfzig und ihr müßtet langsam machen mit dem Geben, sonst würdet ihr noch ganz arm.“

„Und du täuscht dich wirklich nicht, lieber heiliger Petrus?“ wagte sie einen neuen Vorstoß.

„Hier oben täuscht man sich niemals“, schnitt St. Petrus jeden Zweifel ab. „Man weiß auch, wieviel du nach deinem Einkommen hättest geben können, ohne dir auch nur ein bischen wehe zu tun. Statt zu geben,hast du dein Geld mit jedem Jahre vermehrt. Und für wen? Du hättest genug zum Leben gehabt, und wenn du

---

Wie heilsam, erquickend und erkraftend ist es doch, die Einsamkeit zu lieben, zu schweigen, mit Gott zu reden und so allein jenes höchsten Gutes zu genießen, in welchen alles Gute ist! O daß ich doch mit dem einfältigsten und einzigen Gute verbunden wäre; daß ich durch keine Neigungen und Zerstreuungen der vergänglichen Dinge bewegt würde!

Thomas v. Kempen

hundert Jahre alt geworden wärest. Hattest gar keinen Grund, das Geld aufzuhäufen. Du hättest, das weiß ich ganz genau, fünfzigmal mehr geben können, ohne daß dein Stammkapital auch nur um einen Pfennig kleiner geworden wäre. Wäre es nicht angebracht gewesen, du hättest dich wenigstens des wirklich überflüssigen Mammons entledigt, um Gutes zu tun? Aber du hast dein Herz mit jedem Tage mehr drangehängt und geschimpft, wenn jemand wagte, dich um eine Mark zu bitten. Nun hat sich das Geld an deine Seele gehängt, und du magst sehen, wie du es wieder wegbringst. So viel Gutes hättest du mit deinem Gelde tun, so viele arme Menschen glücklich machen können. Aber du hast es nicht getan, und nun liegt es für alle Zeiten brach, denn deine Erben werden überhaupt nichts Gutes tun, sie stehen, wie du weißt, alle der Kirche feindlich gegenüber. Für sie hast du gespart. Es wäre besser gewesen, du hättest dir mit dem Gelde Freunde im Himmel gemacht."

„Das Leben war teuer, sehr teuer", machte Frau Bienacker den letzten Versuch, einer unangenehmen Wahrheit zu entfliehen. Aber St. Petrus ließ nicht locker.

„Ja, das Leben war teuer. Aber bedenke, daß es noch viel teurer und schwerer war für die armen Leute, an die du so wenig gedacht hast. Und wenn ich an die kostbaren Kleider denke, die du noch vor kurzem dir angeschafft hast, habe ich gar nicht den Eindruck, daß das Leben so teuer und unerträglich für dich war."

„Lieber heiliger Petrus, du machst mir ganz bang", sagte Frau Bienacker, und der Schrekken schaute groß aus ihren Augen.

„Und das auch mit allem Grund", entgegnete St. Petrus fest und mit unerschütterlicher Ruhe.

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß du ein unnütz Leben geführt hast. Gar wenig hast du getan, und was du getan hast, geschah aus Eitelkeit und Selbstsucht. Du stehst da mit leeren Händen."

„O Herr, Jesu!"

„Weißt du nicht, was Jesus gesagt hat: Nicht wer Herr! Herr! sagt, wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines himmlischen Vaters tut? Und nach Gottes Willen sind die Mitmenschen uns Brüder und Schwestern, die wir lieben sollen, wie wir uns selbst lieben. Und in der Not nicht mit dem spärlichen Brosamen abfinden dürfen, die von unserem Tische fallen."

Während Frau Bienacker sich so verantworten mußte, und ein über das anderemal sagte: „Hätte ich das gewußt, hätte ich das gewußt, ich würde mich ganz anders eingerichtet haben", und der hl. Petrus ihr traurig nachsah und vor sich hinmurmelte: „So machen es die törichten Menschen. Hängen ihr Herz an das Geld, obwohl sie es gar nicht brauchten und so viel Gutes damit tun könnten", zählten die beiden Neffen der Frau Bienacker, die einzigen Erben, mit großer Freude die Geldscheine, Wertpapiere und Sparkassenbücher, die in einem Koffer des Schlafzimmers eingeschlossen waren. — Sie waren selig.

„Mein Lieber, ich habe doch gewußt, daß sie Geld hat", lachte der eine.

„Aber daß sie so viel besäße, konnte niemand ahnen. Weil sie doch bei jeder Gelegenheit über die vielen Sammlungen schimpfte. Dabei lief sie immer in die Kirche und rechnete sich zu den besten Katholiken."

„Weißt du, für diese Art von Katholiken habe ich nichts übrig. Aber es mag sein, wie es will, wir zwei freuen uns gewaltig, daß die Tante so für uns gesorgt hat. Und wenn sie glücklich unter der Erde ist, werden wir uns einen schönen Abend machen, gelt?"

Der andere nickte und entnahm dem ansehnlichen Koffer immer neue Wertpapiere. Sein Gesicht war ein einziges Strahlen.

„Nun soll doch mal einer sagen", jubelte er, „es gäbe keine Überraschungen mehr in der Welt."

Aber keiner von den beiden dachte daran, ein Vaterunser für die Verstorbene zu beten.

Sie war schuldig geworden durch Unterlassung des Guten, das sie hätte tun müssen.

Auf Erden traf sie dafür Verachtung und Vergessen.

Und was der ewige, allwissende Gott zu ihrem Leben sagte, hatte sie nun längst erfahren.

Als sie es erfuhr, war es zu spät, um das Versäumte nachzuholen. . . . Zu spät . . .!

Treu bleibt der Himmel stets den Treuen.

* * *

**Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
so oft du kommst, er soll dir offen sein.**

* * *

Der Himmel legt alles in seinen Zweck.

Aus der Oblatenmission Pilkomayo

von Br. Nienhaus, O.M.J.

Schluß

Daß der Wasl 80% Dorngewächs hat, wurde von Bruder Kamps bestimmt nicht übertrieben. Viele dieser Dornpflanzen und Bäume bieten wohlschmeckende Früchte und gut brauchbares, kostbares Holz. Des Eisenholz kann als Zaunpfähle 50 und mehr Jahre aushalten. Einige Holzarten höhlten die Termiten bis auf die Schale aus. Die Viecher steigen in dem Putz der Wände hoch, bis in den Giebel des Hauses. Unser Kirchlein einschließlich Strohdach ist durch Millionen dieser Tierchen dem baldigen Zerfall preisgegeben. Wenn man im Wald etwas geschossen hat, ist der schwierigste Teil die Bergung des Wildes. Pater Jung hat heute morgen noch zwei Viecher geschossen, aber keines bekommen. An einzelnen Stellen ist es so dicht, daß die Sonne keinen Boden findet. Augenblicklich gibt es im Wald hier auch in den Kulturen keine Früchte außer etwas Gemüse, welches nur durch künstliche Bewässerung gedeiht, und Maugraß (Kartoffelart) und Süßkartoffeln. An Südfrüchten gibt es hier Mamone, Zitronen, Feigen, Apfelsinen; Bananen wachsen hier im Chaco nicht gut. Die Zitrone ist das Wichtigste, weil sie ein gutes Mittel gegen Fieber ist. Die Früchte sind äußerst wichtig, weil die Ernährung (Hauptnahrung Fleisch) zu einseitig ist. Getreide ist, wenn die Heuschrecken es nicht ganz vernichten und der Herrgott den Segen in Form von Regen gibt, an Kaffernkorn und Mars genügend da. Vom Kaffernkorn brauen die Indianer ein Bier, das für die Ernährung äußerst wichtig ist, und wird getrunken wann es gut ist, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Etwas Unappetitlich ist allerdings, daß die Frauen das Kaffernkorn kauen und dann in die gehölten Flaschen spucken. Dieser Flaschenbaum liefert auch das berühmte Kapock. Die Kolonisten haben auch gute Baumwollernten erzielt.

Das Hauptgetränk für die Mahlzeit ist der Tee. Dann wird dieser Tee auch gefüllt in ein kurzes Ochsenhorn, mit heißenm Wasser überschüttet, und dann mittels einer Komptilla getrunken. Das Horn wird im Kreise sitzend herumgereicht, es ist dies das sogenannte Mattetrinken. Dasselbe auf der Arbeitsstelle oder auch auf Reisen kalt genommen.

Dieser Tee ist von den Ärzten sehr empfohlen worden.

Das Größte, was der Chaco zu bieten hat, ist die Tier- und Vogelwelt. In der Vogelwelt ist vom kleinsten Kolibri, der in sechs Farben vertreten ist, bis zu einem Strauß alles vertreten. Diese bunten Tiere in allen Farben schimmernd, ist ein schöner Anblick. Die Asgeier sind als Gesundheitspolizei angestellt. Ein verendetes Tier ist nach kurzer Zeit schon vertilgt. Schlangen gibt es ebenfalls in reicher Auswahl, bis zu den Riesenschlangen. Gegen den Biß einer bunten Giftschlange ist kein Kraut gewachsen. Ich war noch keine acht Tage hier, da hat ich schon so ein munteres Tier unter dem Bett. Sie hatte es gut gemeint, da sie das Ungeziefer wegfangen wollte. Aber ehe man sich versieht, hat man auch einen Biß weg. Des Morgens muß man die Schuhe schon untersuchen, ob sie nicht Schlafquartiere für Schlangen oder Skorpione gewesen sind. Spinnen, ebenfalls giftig, gibt es bis zu Stargröße. Raubwild und anderes ist ebenfalls genügend da. Silberlöwen, Tiger, Leopard, Puma, Ameisenbär, Waldesel und anderes mehr. Tiger sind jetzt zwischenhier und Teresita, zwei weitere 160 Km. von hier, erlegt worden. Als Mgr. zur Weihe nach Asuncion fuhr, haben sie auf dem Wege ebenfalls einen angepeilt, aber ein paar Schritt im Walde ist schon kein Schußfeld mehr. Diese Strecken darf man nie ohne Waffen fahren. Das Raubwild ist meist nicht so gefährlich als die wilden Moros. P. Jung und P. Hüls hatten vor kurzem auch einen solchen Fall auf dem Wege zum Pilkomayo. Die Pferde wollten nicht mehr weiter, sie hatten etwas gewittert. Da erblickte P. Jung in einer Entfernung von 25 Metern einen Tiger, der also



Gebet

Herr, wenn die Schrecken kommen,
die Du vorausgesagt,
dann laß Dein Heil mir frommen,
daß nicht mein Herz beklommen,
verzweifelt und verzagt!

Mit Glauben und Vertrauen
Laß mich gerüstet sein,
daß ich in Nacht und Grauen
kann auf die Hilfe bauen,
die kommt aus Dir allein!

Und sei mit jedem Werke,
das meiner Hand entfällt,
und gib mir Kraft und Stärke
beim allerletzten Werke,
beim Abschied von der Welt!

Willi Lindner

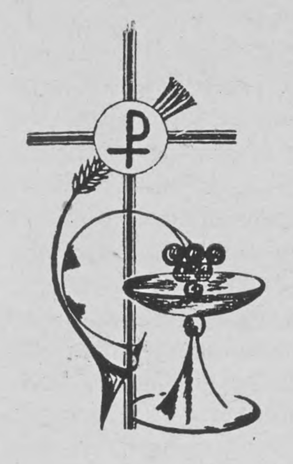
---

scheinbar wohl gesättigt war und keine Lust zum Angriff hatte. So gibt es hier alle Tage interessante Neuigkeiten.

Das Dömmste ist nur die vielen Sprachen am Bau! Zwei Chulupi, Guaranis und Spianizt! Einige können das Spanische noch nicht mal richtig, so muß ich jetzt Sonntags fleißig lernen, die Woche ist keine Zeit dazu. Wenn ich noch einmal fahren könnte, hätte ich ab Hünfeld noch ein paar Kisten mehr! ! ! Ich möchte fast sagen: Sachen vom Schutthaufen finden hier gute Verwendung! Ein Nagel und ein Stück Draht sind hier Kostbarkeiten. So hätte ich die 2 Termoflaschen, die ich P. Trimborn gab, hier gut gebrauchen können! Vielleicht kann sie P. Strewizek mitbringen. Dann sind sie so freundlich, lieber Bruder Ernst, und fragen P. Strewizek, ob er eine Kleinigkeit von meiner Mutter miteinpacken würde, es sind nur ein paar Taschenlampenbatterien. Wie ich erfuhr, hat P. Becker über 100 Negative P. Henkel überreicht für Abzüge, die Negative sollte ich mitbringen. Ich werde vor allem die einzelnen Stationen photographieren, die Filme so schicken, und wenn ich Zeit bekomme, vielleicht auch Abzüge. Mgr. hat schon Auftrag gegeben — aber die Zeit!? — Die Bekehrungsarbeit der Missionare ist hier sehr groß. Es fehlt auch an Patres — ganz abgesehen von Brüdern! Die letzte Woche wurden zwei kleine Kinder getauft, die kurz darauf starben. Eines davon hatte die Siebzig schon überschritten. Dann leben viele unverheiratet zusammen, dieser Tage war eine Trauung, was auch schon große Kinder waren. Um St. Teresita siedeln wieder einige Heiden an. Wenn den Leuten ein wenig geholfen werden könnte, wäre es ja auch besser, aber hier herrscht Armut! Ganz in unserer Nähe liegt noch ein ganz bunter Haufen Indianer. Da will sich jetzt P. Jung hinterher machen. Ferner ist hier die Militärfürsorge sehr wichtig. Da werden auch welche getauft, gehen zur ersten Hl. Kommunion und zur Firmung. Denken Sie bitte recht oft im Gebete an unsere Missionen, die Gnade muß es doch tun. So wollen wir mit vereinten Kräften beten und opfern, daß die Heimat in der Genossenschaft neue Kräfte erhalte, die die Missionen verstärken, und hier die Zahl der Kinder Gottes wachse. Denn Kinder Gottes werden nur von Kindern Gottes gebildet, so wie der Diamant vom Diamanten geschliffen wird. Grüßen Sie bitte alle.

In aller Oblatentreue verbleibe ich

Ihr Bruder Nienhaus. O.M.I.



Geheimnisvolles Sakrament

Botschaft zum Herrgottstag

1. Wer faßt das Wunder? — Wieder dröhnen hoch am Dorfrand die Böller; wieder feuern oben im Gütschwald die Luzerner Herrgottskanoniere ihre alten „Stuck" ab; wieder braust wie eine Schöpfungssymphonie der Jubelchoral der Glocken, Fanfaren, Priestergebete und Volksgesänge über Dächer, Türme und Dörfer dahin. Glaubensfrohe bilden die bunte Prozession, Glaubenshungrige stehen als staunendes Publikum am unverstandenen Weg, Glaubensferne verschließen sich hinter licht-und schalldichten Rolladen, um die alljährlich hartnäckig aufsteigende Frage nicht beantworten zu müssen: „Warum dieser Jubel? Wozu dieser Prunk? Wofür so viel Betvolk?"

Doch, wir wollen den Fragen eine Antwort suchen! Die Antworten stehen fertig gebündelt und einwandfrei formuliert im Evangelium von Fronleichnam. Bei Johannes 6, 56—59: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise, mein Blut ist wahrhaft ein Trank. — Wer mein Fleisch ißt, bleibt in mir, ich in ihm. — Ich lebe durch den Vater, wer mich ißt, lebt durch mich. — Das ist das Brot, welches vom Himmel gekommen ist. Nicht Manna: eure Väter, die davon aßen, starben. Wer dieses Brot ißt, wird ewig leben." — Blättern wir im Johanneskapitel um eine Seite zurück, finden wir der Wundersätze noch mehr: „Ich bin das Brot des Lebens. — Hier ist das Himmelsbrot, damit man davon esse und nicht sterbe. — Ich bin das lebendige Brot. — Das Brot das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt" (Joh. 6, 48—51). — Ausdrücklich fügt der Evangelist bei: „Diese Worte sprach er, als er in der Synagoge zu Kapharnaum lehrte." Also lehramtlich offiziell, göttlich gültig.

Was der Meister hier in der Verheißung in einen Kranz von Wundern flocht, meißelt er bei der Erfüllung in das einzige klare Wort der Verwandlung: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib." Alle vier Protokollisten Gottes schreiben dieses Primizwort Christi buchstäblich genau und gleich. Da gibt es nichts zu deuten . . ., nur zu danken!.

Doch menschliche Zweifelsucht, Rechthaberei, Spitzfindigkeit und Dünkelhaftigkeit glaubte deuten und deuteln zu müssen. Sie hat es bisher auf rund 200 verschiedene Auslegungen gebracht. Jene der Reformatoren sind bekannt, sie stehen an der Spitze der Völker und Seelen zerklüftenden Verwirrung. — Und die Antwort? Die gab ein katholischer Maler, der auf seinem Bild Kalvin, Luther und Christus gemeinsam an den Abendmahlstisch stellt: Kalvin links sagt: „Dieses bedeutet mein Leib", Luther rechts meint: „Dieses wird mein Leib", Christus in der Mitte spricht: „Das ist mein Leib!" Des Malers Unterschrift frägt: „Welcher von den dreien hat nun recht?" . . . und die ganze, dem unfehlbaren Lehramt der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche glaubende Christenheit bezeugt in allen Jahrhunderten und auf allen Erdteilen: „Christus hat recht: Er ist die Wahrheit, der Weg, das Leben!"

Ist das Antwort genug? Christus ist unter uns, unsere Speise, unser Opfer, unsere Versöhnung, unsere Unsterblichkeit . . . muß man ihm nicht einen Dorf und Städte durchwogenden Herrgottstag weihen?

2. Wer vollzieht die Wandlung? — Wir meinen nicht jene Wandlung der Messe, die in die gesalbten Hände des Priesters und in sein Machtwort der Weihe gelegt ist. Diese Wandlung schenkt uns die Hostie, welche Kelch und Monstranz, Tabernakel und Altar, Dome und Münster, Blumenpracht und Blütengewinde kaum würdig genug lobpreisen können. Wir meinen hier jene andere Verwandlung, die sich in

Seele und Herzen, in Tat und Tagewerk jener Christenheit vollziehen muß, die aus dem Genuß des Hostienbrotes sich zu ewigem Leben und sichtbarer Liebe umformen soll. Diese Wandlung muß jeder selber vollziehen.

Wer an die Gegenwart Christi in der Goldmonstranz nicht glaubt und um die Liebeswandlung im Christenherzen nicht weiß, der mag allerdings als Schaupublikum an der Straße oder hinter schmucklosen Fenstern die Fronleichnamsprozession kritisieren: „Seht den Putz der Frauen und den Prunk der Priester, seht diese faul feiernden Männer und den verlorenen Werktag der Arbeiter, seht die kostspieligen Fahnen und Standarten der Bruderschaften und Vereine, seht das nutzlos vertropfte Wachs und das rücksichtlos zertretene Gras ...!" So redet materialistischer Marktgeist und Krämersinn. So sprach Judas, der Geldbeutelverwalter, als Magdalena köstliche Salben über die Heilandsfüße ergoß: „Wozu solche Verschwendung! ... Man könnte den Erlös doch den Armen geben!" — Ja, man könnte!

Der gläubige Waller der Fronleichnamsprozession denkt an den triumphalen Königszug seines Herrn und an die Armen. Er weiß, daß die wahre Gestaltung einer Herrgottsprozession aus reinem, freudigem Herzen aufquellen muß. „Alles sei neu, Herzen, Worte, Werke!" so singt es die Prozessionhymne „Sacris solemniis." Er weiß, daß die Kirche als schönsten Dorf- und Stadtschmuck die Tugenden und guten Werke wahrer Christenmenschen ansieht, wie St. Augustinus sie fordert: „Erfüllen wir uns mit den angenehmen und kostbaren Wohlgerüchen der inneren Sauberkeit und des Glaubens, mit dem Weihrauch der Zerknirschung, dem Balsam des Wohlwollens, dem Rauchwerk der Liebe!" — Er weiß aber trotzdem, daß es hier um eine Huldigung an Gott und den König der Welt geht, dem wir alles verdanken und dem alles zu eigen gehört, in dessen Dienst wir Knechte und Werkleute sind, von dessen Güte und Gunst wir alle abhängen.

Wir mögen daher alle Herzensinbrunst, alle Tugend und Heiligkeit, alle Kindergebete und Priesteropfer zusammenfügen: die Fronleichnamsprozession ist immer noch nicht demütig genug!

Wir mögen aber auch allen Prunk und alle Pracht, Farben und Melodien, Blüten und Blumen, Psalmen und Loblieder, Glockenchoräle und Orgelkonzerte Brokatgewänder und Jungfrauenschleier, Militärparaden und Kinderreigen zu jubilierendem Umgang zusammenreihen: die Fronleichnamsprozession ist immer noch nicht triumphal und würdig genug! — Die wahre, würdige Herrgottsprozession wird erst im Himmel sein — ohne Zuschauerpublikum! — denn alle, die hier gläubig „Tantum ergo Sakramentum" sangen, werden dort Erfüllung irdischen Glaubens erleben:

„Darum laßt uns tief verehren ein so großes Sakrament! Dieser Bund soll ewig währen und der alte hat ein End'. Unser Glaube soll uns lehren, was das Auge nicht erkennt. — Gott dem Vater und dem Sohne sei Lob, Preis und Herrlichkeit, mit dem Geist auf höchstem Throne eine Macht und Wesenheit. Singt in lautem Jubeltone Göttlicher Dreifaltigkeit!" Pilgrim.

Bittgang

Ich sah viel Beter schreiten
durch eine weite Flur,
die Glocken hört ich läuten,
ob auch von ferne nur.
Die teil am Bittgang nahmen,
vom Dorfe jung und alt,
im langen Zuge kamen
dem Kreuz sie nachgewallt.
Ein jedes Wort der Bitte,
klar drang es zu mir her,
bis sie mit jedem Schritte
verhallte mehr und mehr.
Doch eh verweht noch wieder
das einige Gebet,
war's schon, als steige nieder
der Segen, laut erfleht:
Es schien sich zu verklären
der Greise Silberhaar,
und rings am Gold der Ähren
nahm ich ein Leuchten war.

Martin Greif

Bei wem bleibt Kummer gerne,
Und zieht am liebsten ein?
Bei denen, die ihn warten
Und fleißig bei ihm sein.

— — —

Gott schickt oft zu den Leidenden Erhörung spät herab; doch schickt er sie.

— — —

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen, und das Erhabene in den Staub zu ziehn.

— — —

Anstrengung und Erfolg sind ungetrennt ein Paar.
Nur wer gesät wird Ernte haben.

Gegruesset seist du, Maria!

(Luk. 1, 26—38)



An der verkehrsreichen Straße von Friedrichshafen nach Ulm grüßt unmittelbar vor den Mau ern der Stadt Biberach ein alter Bildstock mit dem Bilde von Mariä Verkündigung. Über 300 Jahre steht er schon da unter dem Schutze von zwei knorrigen Akazien. Wie ein wetterharter Marienritter trägt er einen Wappenschild, zernagt vom Zahn der Zeit. Dieser fromme Torwächter weiß jedem Stadtbesucher keinen schöneren Gruß zu entbieten, als den Gruß des Engels an Maria: „Gegrüßt seist du!“ Ja! sie dachten und grüßten christlich, unsere Vorfahren.

Mit diesem freundlichen Willkommen treten wir ein in die alte Reichsstadt und bleiben auf dem giebelreichen Marktplatz stehen vor dem Hause des Anzeigers vom Oberland. Auf der Gedenktafel lesen wir:

„Geburtshause des Dr. med.
Albert Hetsch.
Geboren 16. September 1812.
1876 gestorben in Rom.“

Dieser berühmte Biberacher stammte aus einer evangelischen Familie. Er studierte in Tübingen Naturwissenschaft und Medizin und wurde Assistenzarzt am Katherinenhospital in Stuttgart. Im Auftrag der Württembergischen Regierung machte er eine Studienreise nach Frankreich, trat in Paris zur katholischen Kirche über, wurde Priester und brachte es bis zum Generalvikar der Diözese Orleans. Ein Veteran vom Kriege 1870–71 erzählte mir gerne, wie nach der Schlacht von Orleans der leutselige Oberschwabe mit ihm gesprochen und die deutschen Verwundeten seelisch und leiblich versorgt habe.

Vor seiner Abreise besuchte der junge Arzt mit seinem Bruder die Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg bei Ellwangen. Auf dem Wege zu dieser Marienkirche fand er eine Muttergottesmedaille, betrachtete sie und steckte sie ein. An diese scheinbare Kleinigkeit knüpfte die göttliche Vorsehung die Gnade an. Hetsch gesteht, daß damals die Idee der katholischen Kirche in ihrer ganzen Schönheit vor sein geistiges Auge geteten sei.

„Durch Maria zu Christus!“ Darum beten wir meistens nach dem Vaterunser noch das Gegrüßt seist du Maria.

Die Anstandsregel verlangt daß der Untergeordnete den Höhergestellten zuerst ehrfurchtsvoll grüße. Warum gibt nun im einfachen Kämmerlein zu Nazareth ein Fürst des Himmels vor einer Magd des Herrn zuerst die Ehrenbezeugung ab? — Er neigt sich vor dem Diadem der Muttergotteswürde, das über ihrem Haupte schwebt und gibt ihr den Titel: „Gnadenvolle.“

Betrachte mein Christ, an einem sonnigen Maienmorgen die frischen Blüten im weiten Gottesgarten der Natur. Horche dazu auf den vielstimmigen Gesang der Vögel, das leise Murmeln der Quellen und das geheimnisvolle Plätschern der Bächlein. Trinke auch die Wonne der Tautröpflein, die in den Sonnenstrahlen silberhell, purpurrot, grün und blau glitzern, leuchten, funkeln und du hast vor dir ein schwaches Bild von der Seelenschönheit der gnadenvollen Gottesmutter. So wie der allmächtige Schöpfer den Frühlingszauber über die Maienpracht verschwenderisch ausgießt, so schenkte er am Morgen der Schöpfung die Gnadenfülle dem ersten seiner Geschöpfe, Maria.

Und Maria vermittelt wieder seit der Hochzeit zu Kana Gnaden an die hilfsbedürftigen Evaskinder. Sie verbündet uns mit dem Vater im Himmel, wenn wir bittend die überirdische Kraftstelle anläuten. Dankbar bezeugen die Votivtafeln an den Wänden unserer marianischen Gnadenorte: „Wir haben Hilfe erlangt durch die Hochbegnadigte, welche bei Gott Gnade gefunden hat“ (Luk. 1, 30).

Der Herr ist mit ihr, wie nie zuvor mit einem Menschenkind. Maria darf denjenigen ihr Kind

Barmherzige Naechstenliebe

In Marseille, der französischen Hafenstadt, wurde vor einiger Zeit eine Barmherzige Schwester, die sich auf dem Wege zu einem Kranken befand, von einem daherkommenden Manne in gemeiner Weise beschimpft. Das Ordenskleid der Schwester, das Kreuz und der Rosenkranz hatten es dem Manne, einem kommunistischen Arbeiter, als welchen er sich selbst bezeichnete, anscheinend angetan und ihn in sinnlose Wut versetzt.

Die Schwester blieb ruhig stehen, wandte sich an den Wüterich und sagte freundlich: „Sie scheinen uns und unsere Tätigkeit nicht zu kennen. Unser Beruf ist, den Menschen Gutes zu erweisen. Wir pflegen und heilen die Kranken und Verletzten."

„So!" erwiderte spöttisch der Mann. „Wenn Sie Verletzte heilen, dann könnten Sie ja auch an mir einmal Ihr Werk versuchen. Ich habe eine schmerzhafte Wunde am Fuße."

„Gerne, wenn Sie es wünschen", entgegnete die Klosterschwester mit einem gütigen Lächeln. „Kommen Sie nur mit mir zur nächsten Apotheke. Dort werden wir uns das nötige Verbandszeug beschaffen, und wenn der Apotheker nichts dagegen einzuwenden hat, werde ich da die Wunde untersuchen, auswaschen und verbinden. Dann wird ihnen, wenn es nicht allzu schlimm ist, schon bald geholfen und das Übel beseitigt sein."

Der Mann, der noch vor wenigen Augenblicken die Schwester in unflätigster Weise beschimpft und mit Spott überhäuft hatte, folgte jetzt wie ein Kind. Auf Rechnung des Klosters besorgte die Schwester in der Apotheke das Nötige. Auch stellte der Apotheker sofort ein kleines Zimmer bereit, in dem die Schwester unter Beihilfe eines Apothekergehilfen die Wunde untersuchte, dieselbe auswusch, desinfizierte und darauf einen Verband anlegte.

Als der Mann die Ordensschwester zu seinen Füßen knien sah, um sich seiner Verletzung in sachgemäßer Weise anzunehmen, wodurch seine Schmerzen alsbald gelindert wurden, da wurde er wegen seines ungebührlichen Benehmens von vorhin, von tiefer Scham erfaßt.

„Nein", sagte er, „das hätten mir die roten Volksverführer nicht so ohne weiteres getan."

Tränen traten in seine Augen. Er war ganz wie umgewandelt. Als er nun bescheiden frug, wie er der Schwester diesen Liebesdienst vergelten könne, stellte diese ihm die Frage:

„Können Sie noch das „Ave Meria" beten?"

„Ja", erwiderte der Mann, „es ist das einzige, was ich von der ganzen Religion und den Gebetchen, die meine liebe, längst verstorbene Mutter mich gelehrt hat, behalten habe."

„Gut", sagte darauf die Schwester, „dann bitte ich für mich als Belohnung, daß Sie von heut ab das „Ave Maria" täglich beten."

Das gelobte der Mann. Darauf ging die Schwester eiligst davon, um ihr christliches Liebeswerk an der anderen Stelle und bei anderen Menschen fortzusetzen. Die wahre Liebe kennt keine Rache, sie vergilt Böses mit Gutem.

Sieh, es ruht die bunte Welt
fest in Gottes guter Hand!
Sonne, Mond und Sternenzelt,
Fluß und Berg und Ackerfeld,
unser ganzes Land.
Der uns Menschen nie vergißt
breitet weit die Arme aus.
Segne Du, Herr Jesu Christ
alles was erschaffen ist;
auch mein kleines Haus.

Die Wurzel aller Sittlichkeit ist Selbstbeherschung.

* * *

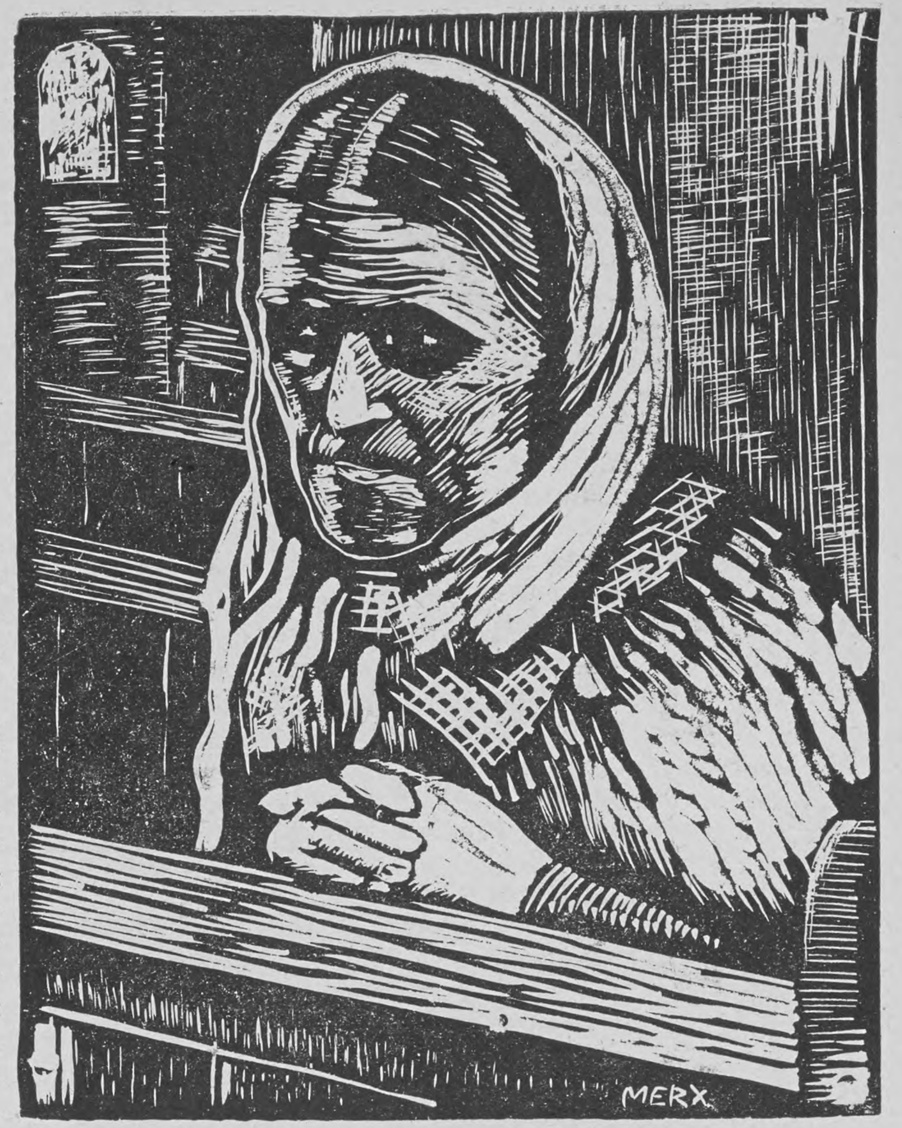
Sterbe, und du wirst siegen.

---

nennen, von dem der himmlische Vater in einer Weihestunde feierlich erklärte: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen" (Mark. 1. 11). Von Maria erhielt der Weltheiland seinen Erlöserleib und sein Erlöserblut. Maria wurde unter allen Frauen der Welt vom Heiligen Geist als Braut erkoren. Du von der allerheiligsten Dreifaltigkeit gekrönte Himmelskönigin sei uns gegrüßt!

Ave Maria zart,
Rose von Wunderart,
Du bist der Engel und Menschen Lust.
Dich grüß ich jede Stund
Wie einst des Engels Mund:
Ave Maria! aus voller Brust.

Die Mutter im Spruchschatz des Volkes



Zum Muttertag

Von Bertha Witt

Eine Mutter ist unseres Herrgotts Kindermagd, sagt das Sprichwort und meint damit dasselbe, was man ausdrückt, wenn man heute die Mütter die Erzieherinnen der Menschheit nennt. Alle Verantwortlichkeit dieses höchsten Berufes liegt darin umschlossen; sagte doch eine bedeutende Frau einmal, der Fortschritt der Menschheit oder ihr Untergang hängt von der Tüchtigkeit der Mütter ab, ihre Aufgabe zu erfüllen. Mutter-sein verpflichtet, denn: „Auf der Mutter Schoß werden die Kinder groß", — die Mutter ist es vor allem, die dem Kind das geistige Kapital, die seelische Grundlage fürs Leben mitgibt. Heißt es doch, daß unter zehn großen Männern neun ihre Größe ihren Müttern verdanken.

Aber es gibt gute und schlechte Mütter, — solche die ihre große Aufgabe instinktiv und unbewußt, andere, die sie bewußt erfüllen, als höchstes ihnen zuteil gewordenes Erlebnis; und es gibt auch Mütter, die diesen Namen kaum verdienen. Alte sprichwörtliche Volksweisheit hat das Verhältnis der Mutter zum Kind in all seinen verschiedenen Abstufungen mit jener Gefühls- und Treffsicherheit auszuschöpfen gewußt, die unsern Sprichwörtern ihren nie abnutzbaren Wert gibt; denn ein immergültiges Empfinden lebt im Sprichwort.

Da ist die Muterliebe zunächst; goldene Worte findet der Volksmund für sie. „Wie eine Mutter liebt, liebt niemand auf Erden"; und: „Über Mutterliebe geht keine Liebe." Sie bleibt sich auch immer gleich, ist immer wieder neu, und „Mutterliebe altert nicht." Daß freilich im Übermaß auch eine Gefahr stecken kann, weiß das Sprichwort ebenfalls, indem es sagt: „Zuviel Mutterliebe schadet den Kindern", oder gar: „Gelinde Mütter ziehen böse Kinder." Darum ist auch der Mutter Rute besser als der Stiefmutter Rosinen", ein Satz, in dem sich aber wohl gleichzeitig auch der natürliche Gegensatz zwischen beiden ausdrückt, denn die echte Mutter wird naturgemäß meist auch in der inneren Wirkung ein ganz anderes Verhältnis zum Kind haben als ihre

Vertreterin. So heißt es ja auch: „Wer nicht Mutter ist, kann nicht Mutter sein.“

Auch die Strenge der echten Mutter entquillt nur ihrer Liebe, ihrem Verantwortungsgefühl für das Kind, und wo sie sie brauchen muß, beweist sie noch ihre milde Hand und ihre oft unendliche Langmut. „Die Mütter reden viel von der Rute, aber die Birken stehen fern, davon sie sie schneiden.“ Und überdies: „Mutterhände sind weich, auch wenn sie schlagen“, und: „Mutterhand schlägt keine Beulen.“ Die Sonne der Mutterliebe steht auch hinter den Wolken ihres Zorns und diese Wolken dunkeln nicht lange; und so gilt auch: „Mutterschläge tun nicht weh, und: „Mutterzorn hat kein Horn.“

Ebenso heißt es: „Der Mutter Fluch geht nicht aus dem Herzen“, wenn auch das Wort geht, daß der Fluch der Mutter die Häuser, die des Vaters Segen baute, niederreiße. Auch in der Mutterliebe, in ihrer Sorge und Rastlosigkeit liegt eine große, vielleicht die größte aufbauende Kraft, der ein durch unser ganzes Leben fortwirkender Reichtum entquillt. Das klingt aus jenem schlichten „Mutterarm hält warm“ heraus, dem wiederum entspricht: „Eine Mutter wie arm, gibt doch ihrem Kinde warm“, und: „Ist die Mutterhand auch arm, so deckt sie doch warm“; auch heißt es: eine arme Mutter kann eher sieben Kinder ernähren, als sieben Kinder eine Mutter.

Im Holsteinischen gibt es ein Sprichwort, welches lautet: „Beeter en riken Vadder verleern as en krupern Moder“ (besser einen reichen Vater verlieren, als eine sparsamme, das Hauswesen zusammenhaltende Mutter); denn die rastlos schaffende Mutter ist vielleicht die eigentliche Sachwalterin und Mehrerin des Familiengutes; aber: „Wenn die Mutter stirbt, löst sie die Familie auf.“

„Ohne Mutter sind Kinder und Bienen gleich verloren“, sagt der Russe. Es liegt im Muttersein, daß sie nicht sich selbst gehört, daß sie das Wohl des Kindes höher setzt als das ihre. Darum ist „der Mutter Herz immer bei den Kindern.“ Darum gibt und tut sie auch alles ohne zu fragen. Die gute Mutter sagt nicht: „willst du?“ — sondern: „hier hast du!“ Und auch innerlich bleibt sie viel tiefer mit dem Wohl und Wehe der Kinder verflochten, und „was der Mutter ans Herz geht, das geht dem Vater nur an die Knie.“ Auch die Welt außerhalb des Kreises, den das Kind für sie bildet, ist der wahren Mutter ferner gerückt, und „Eine gute Mutter hört das Walzerspiel nicht, wenn ihr Kind schreit.“

Aber aus übergroßer Mutterliebe und Zärtlichkeit entspringt leicht auch etwas, das die Mutter blind gegenüber den Fehlern des Kindes macht, — die Muttereitelkeit, die selbst ein, wenn auch verzeihlicher, doch oft recht unerträglicher und schlimmer Fehler ist. Nicht nur will „jede Mutter gern die geschmückteste Tochter haben“, sondern auch „jede Mutter macht gern aus ihrem Eulchen ein Täubchen.“ Auch das liegt im Wesen der echten Mutterschaft, Wesen und Eigenart, Anlagen und Fehler des Kindes richtig zu erkennen und nie zu vergessen, daß die Kinder nicht der Eltern wegen, sondern die Eltern der Kinder wegen da sind. Nach dem Sprichwort freilich kennen die

Mutter

Mutter, schallt es immerfort
Und fast ohne Pause,
Mutter hier und Mutter dort
In dem ganzen Hause.
Überall zugleich zu sein,
Ist ihr nicht gegeben,
Sonst wohl hätte sie, ich mein',
Ein bequemes Leben.
Jedes ruft, und auf der Stell'
Will sein Recht es kriegen,
Und sie kann doch nicht so schnell
Wie die Schwalbe fliegen.
Ich fürwahr bewund're sie,
Daß sie noch kann lachen;
Was allein hat sie für Müh',
Alle satt zu machen,
Kann nicht einen Augenblick
Sich zu ruh'n erlauben;
Und das hält sie gar für Glück!
Sollte man es glauben?

Johannes Trojan.

Entlarvter Undank

Beim Sonnewirt in einem Städtchen waren eines Sonntags die üblichen Gäste am runden Tisch versammelt. Auf einmal stockte die Unterhaltung; es trat Herr X. ein, der als ehemaliger Kaufmann sich ein großes Vermögen erworben hatte und nun von den Zinsen lebte, im Sommer in seinem Geburtsort, dem genannten Städtchen, im Winter aber in der Hauptstadt. Herr X. pflegte regelmäßig am runden Tisch Platz zu nehmen. Kaum war er eine Viertelstunde in der Gesellschaft, so führte er das Wort, und niemand wagte ihm zu widersprechen. Heute hatte er ein besonderes Thema angeschlagen — über die Klöster. Es regnete von Schimpfworten über Mönche und Ordensfrauen, so daß selbst seine Stammtischfreunde ein Kopfschütteln sich erlaubten. Aber wie Herr X. das merkte, wurde er noch heftiger und schlug zum Schluß mit der Faust auf den Tisch: „Und wenn ich zwölf Kinder hätte, kein einziges dürfte ins Kloster gehen!"

„Herr X., sind Sie fertig? Dann seien auch mir ein paar Worte in dieser Sache erlaubt", hub ein älteres Männchen am langen Tisch daneben an. „Es sind ungefähr fünfzig Jahre her — da lebte da droben im Felsental ein armes Leineweberlein. Das war krank und konnte nichts verdienen. Der Pater Guardian sandte ihm jeden Tag das Essen aus dem Kloster ins Haus; denn sonst wären alle im Leineweberhäuschen vor Hunger gestorben. Wie gut schmeckte die Klosterkost, besonders dem sechsjährigen kleinen Joseph. Ach, sagte er einmal zu mir, wenn die guten Mönche nicht wären, lägen wir schon längst im Grabe. Doch der Vater starb. Die arme Witwe klopfte nun erst recht an der Kloststerpforte. Und ich kann mich noch so gut erinnern, als wenn es heute wäre, wie der Joseph mit seinen fünf Schwestern an der Klosterschelle zog und um Brot bettelte. Ich will meine Rede kurz machen. Als Joseph aus der Schule kam, besorgte der hochwürdige Pater Guardian ihm eine Lehrstelle bei einem angesehenen Kaufmann in der Stadt. Joseph machte Reisen, und wurde reich, sehr reich an irdischen Gütern, aber arm , sehr arm an Glauben. Und dieser Joseph ist Herr X. hier, der durch das Klosterbrot reich geworden, aber wahrscheinlich aus Dankbarkeit nichts Besseres weiß, als über die Klöster zu schimpfen. Nichts für ungut!"

Der Alte zitterte und setzte sich. Lautlose Stille herschte. Herr X. bekam alle Farben im Gesicht. Rasch erhob er sich, bezahlte seine Zeche und verschwand auf Nimmerwiedersehn aus seinem Heimatstädtchen.

Merkspruch

Schicksale kommen nie umsonst über den Menschen: er braucht sie wie Hammerschläge, die das Ebenbild Gottes aus der groben Hülle von Erde herausarbeiten.

Wenn doch die Unglücklichen besser zu leiden wüßten und die Glücklichen mehr Liebe hätten: wie schön wäre da die Welt!

Kinder spielten auf einem Heuboden. Um Licht zu haben, hatten sie die Scheunenlucke nach dem Hof zu weit aufgesperrt. Hühner, Gänse und Enten spazierten da unten bunt durcheinander. Oben klang das Gejohle und Kreischen der ausgelassenen Schar.

Plötzlich aber inmitten der überquellenden Freude ein markerschütternder Schrei, dann eine beklemmende Totenstille. Eins der kleinen Geister ist aus der Lucke gestürzt. Verwandelte Gesichtchen erscheinen oben. Unten liegt reglos der Gespiele. Kurz aber nur, dann bewegt er sich, gesund nud grade, wehrhaftig, und beginnt laut aufzuheulen. Der furchtbare Schreck löst sich aus, gemischt mit dem Schmerz über das Huhn, das tot vor dem kleinen Tierfreund liegt. Im kritischen Augenblick war es unten vorüberspaziert und hatte mit seinem Leben gebüßt, was dem Kind zur Rettung geworden war.

Mütter ihre Kinder am besten, und „eine getreue Mutter sieht mehr mit einem denn der Vater mit zehn Augen." Diese Kenntnis vom Wesen ihres Kindes aber verflichtet.

Über allem aber steht die Mutterliebe, die alles versteht und alles verzeiht und die viel stärker ist als „der Kinder Dreck und Grind"; und wenn das Sprichwort sagt: „Eine Mutter muß ein breit Schürze haben, um die Fehler der Kinder zuzudecken", so ist das eben die Mutterliebe. Und diese unwandelbare Liebe, diese treueste Treue der Mutter dem Kinde gegenüber ist der Hort fürs ganze Leben und wohl dem, dem dieser Hort leuchtet.

Rosa von Tannenburg

Nach Christoph von Schmid

neu erzählt von

Eduard Drexl

Kunerich hatte heute die großen silbernen Pokale, die innen prächtig vergoldet waren, auftragen und sie mit dem besten und ältesten Weine, den er im Keller hatte, füllen lassen. Bei Edelberts Gedecke aber stand der schöne silberne Becher, aus dem er zu Hause auf seiner Burg gewöhnlich trank und der ihm als Andenken von Rosas Ahnherrn so schätzbar war. Rosa hatte den Becher sogleich bemerkt und der Frau Hildegard mit einem freundlichen Blicke für diese Aufmerksamkeit gedankt.

Kunerich ergriff zuerst den Pokal und leerte ihn auf Edelberts und Rosas Wohl. Die zwei Ritter, Siegebert und Theobald, folgten seinem Beispiele. Edelbert trank auch, sagte aber sehr bedeutungsvoll:

„Vor diesem starken Weine, ihr Herren Ritter, müssen wir wohl auf unserer Hut sein; er wäre imstande, einen Rittersmann, den noch kein Feind besiegte und der sich vor keinem Türkensäbel fürchtet, zu Boden zu werfen!"

Kunerich lachte; das Lob seines Weines gefiel ihm. Übrigens verstand er auch den Wink.

„Weiß wohl," sagte er zu Edelbert, „als wir noch Edelknechte an dem Hofe des Herzogs waren, ermahntest du mich und unsere Spießgesellen immer zur Mäßigkeit. Du hattest Ursache dazu. Sei aber außer Sorgen! Recht lustig wollen wir heute beieinander sein; aber dabei doch sattelfest bleiben."

Neunzehntes Kapitel.

Rosa und ihr Vater erhalten die Güter zurück.

Am andern Morgen kam Kunerich in Reisekleidern, gestiefelt und gespornt in Edelberts Zimmer.

„Edelbert," rief er, „ich habe meine Leute schon lang aus den Federn gejagt und eben die Pferde satteln lassen. Ich wollte spornstreichs mit dir nach Tannenburg reiten und dir deine Burg und deine Güter wieder zurückgeben. Allein meine Hildegard meinte, das Schloß, in dem eine Zeit her bloß die Reitersknechte wirtschafteten, dürfte nicht am besten aussehen; man müsse es zuvor in Ordnung bringen. Darin mag sie wohl recht haben; mir wäre es aber nicht eingefallen. Bleibe also mit deiner Rosa noch eine Weile bei mir, liebster Edelbert! Du hast viele traurige Tage in diesen Mauern zugebracht; laß uns daher auch einige freudige Tage zusammen verleben."

Edelbert war mit dem Vorschlag sehr zufrieden. Kunerich ging mit ihm in den großen Saal. Siegebert und Theobald fanden sich mit ihren Edelknechten auch bald ein. Alle setzten sich zusammen an die Tafel zum Frühstücke. Hierauf nahmen die zwei fremden Ritter, die sich nach Hause sehnten, von Kunerich und Edelbert Abschied und zogen mit ihren Kriegsknechten, die im Schloßhofe ihrer warteten, ab.

Kunerich aber sagte zu Edelbert: „Nun mußt du vor allem meine Burg besehen; nach Tische reiten wir dann auf die Jagd. Zuerst sieh einmal die Bildnisse meiner Ahnen, mit denen dieser Saal geziert ist."

Edelbert betrachtete die alten Ritter, die alle im Harnische, und deren Frauen, die in altertümlicher Tracht abgemalt waren. Bei den meisten blieb Kunerich sehr lange stehen und wußte vieles von ihnen zu erzählen. Hierauf zeigte er dem Freunde die Rüstkammer, worin Waffen aller Art, alle blank und glänzend, aufgestellt waren. Dann führte er ihn in der ganzen Burg herum und machte ihn in den gewölbten Gängen, durch die sie kamen, besonders auf die künstlerisch gearbeiteten und bemalten

Hirschköpfe aufmerksam, auf denen natürliche Geweihe von zehn bis zwanzig Enden befestigt waren. Er zeigte ihm seine Stallungen und die mutigen, wohlgenährten Pferde. Auch in den hochgewölbten Felsenkeller mußte Edelbert hinabsteigen, die großen Fässer bewundern und von den besten Weinen, er mochte nun wollen oder nicht, verkosten. Zuletzt besuchten sie den Brunnen im Schloßhof. Beide schauten nicht ohne ein schauerliches Gefühl hinunter. Edelbert freute sich aufs neue der edlen Tat seiner Tochter und Kunerich seines geretteten Sohnes. Beide Väter umarmten sich an dem Brunnen und dankten Gott für die gelungene Rettung.

Frau Hildegard hatte indessen dem Fräulein ihre ganze Hauseinrichtung, die mit blendend weißer Leinwand gefüllten Kästen, ihre sehr schönen und reichen Stickereien, die große blinkende Küche und manches andere Merkwürdige gezeigt. Zuletzt öffnete sie noch einige Kästen, die in einer besonderen Kammer standen und in denen sich alles befand, was Kunerich an feiner Leinwand, schönen Frauenkleidern und dergleichen von Tannenburg nach Fichtenburg gebracht hatte.

„Ich habe indessen alles auf das sorgfältigste aufbewahrt," sagte die edle Frau, „und werde es unverzüglich auf eure Burg bringen lassen. Die schönsten dieser Stücke hat, wie man mir sagte, eure selige Mutter mit eigenen Händen verfertigt. Sie zeugen noch von ihrem nimmermüden Fleiße und von ihrer Liebe zu euch. Schon damals war die liebevolle Mutter für eure Ausstattung besorgt. Kein einziges unrechtmäßig erworbenes Stück, wie ich sehr wohl weiß, befindet sich darunter. Darum ruht auch ein Segen darauf und darum, denke ich, konnten sie euch nicht auf immer genommen werden!"

Rosa wollte hierauf die Torstube noch einmal besuchen. Frau Hildegard begleitete sie. Als sie über den Schloßhof gingen, gesellten sich Edelbert und Kunerich zu ihnen. Der Torwärter saß eben in dem großen Lehnsessel der Torstube, um von der Reise auszuruhen. Als er Kunerichs Stimme vernahm, sprang er auf und öffnete die Tür. Da stand Rosa vor ihm.

„Je, Röse," rief er — „doch verzeiht; — Fräulein Rosa wollte ich sagen. Was habe ich an euch erleben müssen! Aber kommt mit der gnädigen Herrschaft doch erst herein in die Stube. — So! — Ja, ja! Ich hätte mir eher eingebildet, der Himmel werde einfallen, als daß ich geglaubt hätte, mein Dienstmädchen sei ein Fräulein von Tannenburg. Es ist was ganz Unerhörtes. Daß ich Dummbart es nicht früher merkte, ihr wäret Ritter Edelberts Tochter. Gestern abend, als auf einmal unter den verwundeten Kriegsleuten draußen im Schloßhofe über diese seltene Geschichte der große Lärm entstand und ich sie von ihnen vernahm, ging mir erst das Licht auf, warum ich gegen den gefangenen Ritter gar so voll Mitleid gewesen! Aber meine Hedwig, was erst die für Augen machte Das ist gar nicht zu sagen. Si riß sich fast die Haare aus! Nun, sie mag die Grobheiten, die sie euch, gnädiges Fräulein, angetan hat, selbst abbitten."

Die zwei Kinder des Torwärters standen scheu in der Ecke. Rosa ging zu ihnen hin und redete mit ihrer gewohnten Freundlichkeit mit ihnen. Da bekamen die Kinder wieder Mut.

Die kleine Berta sagte: „Du bist aber jetzt prächtig geputzt, Fräulein Röse; alles ist schön und neu an dir, sogar dein Gesicht."

Der kleine Otmar sprach: „Das ist kein Fehler! Das lasse ich mir gern gefallen, wenn nur Fräulein Röse unsere Magd bleibt! Denn eine so gute bekommen wir doch in unserem Leben nicht mehr."

Kunerich und alle übrigen lachten.

Rosa fragte darauf die Kinder: „Wo ist denn eure Mutter?"

Die kleine Berta sagte: „Sie hat eben dort Brot zur Suppe eingeschnitten. Die Schüssel steht noch auf dem Tische."

„Ja," sagte der kleine Otmar, „als sie hörte, daß die Herrschaften zu der einen Tür hereinkämen, da hat sie sich zur anderen hinausgeflüchtet als jagte sie der Wolf."

Rosa ging hinaus und führte die Torwärterin in die Stube.

Das arme Weib stand sehr beschämt da. Sie ward bald blaß bald rot.

„In ein Mausloch," sagte sie, „möchte ich mich vor den gnädigen Herrschaften verkriechen; denn sie werden nun wohl alle wissen, was für saubere Reden in mir stecken und welche schöne Namen ich dem gnädigen Fräulein gegeben habe. Allein, wenn ich gewußt hätte, von welch hoher Abkunft meine Röse sei und zu welch hohen Ehren sie noch ferner gelangen werde, so hätte ich mich freilich ganz anders aufgeführt."

Die Frau von Fichtenburg sagte: „Meine gute Torwärterin! Der geringste Mensch ist göttlicher Abkunft; das ist der höchste Adel, mit dem sich kein anderer vergleichen darf. Der ärmste Bettler

wird, wenn er anders ein guter Mensch ist, in jener Welt zu einer Herrlichkeit gelangen, gegen die aller Glanz dieser Welt nichts ist. Wir haben also wohl Ursache, auch dem geringsten Menschen gut zu begegnen. Ihr empfindet Reue und Scham, daß ihr gegen euer ehemaliges Dienstmädchen vormals unfreundlich gewesen, weil sie jetzt in veränderter Gestalt, als ein adliges Fräulein vor euch steht. Noch eine schmerzlichere Reue würde uns quälen, noch eine größere Beschämung uns treffen, wenn wir die Armen hier in dieser Welt mit Stolz und Verachtung behandeln und sie dann dort in jener Welt in ihrer Herrlichkeit erblicken würden."

Die Torwärterin gab ihr sehr recht und bat das Fräulein mit vielen Worten und reichlichen Tränen um Verzeihung.

Rosa sprach: „Meine liebe Hedwig! Ich hätte euch bisweilen manches sagen mögen. Allein damals hielt ich es für ratsam; ich sparte es auf einen schicklicheren Augenblick, der jetzt gekommen ist. Zuvor muß ich euch aber vor eurer gnädigen Herrschaft und meinem Vater hier aufrichtig bezeugen, daß ihr recht viel Gutes an euch habt. Ihr seid eine sorgsame, liebevolle Ehegattin, eine gute Mutter und eine treffliche Hauswirtin. Ihr seid unermüdet fleißig und in eurer Haushaltung herrscht Reinlichkeit und Ordnung. Ihr seid sparsam, ohne karg zu sein, und tut den Armen viel Gutes. Ja, ihr seid gegen jedermann dienstfertig, freundlich und zuvorkommend — solang nichts vorfällt, das euren Zorn reizt. Aber dann wißt ihr euch nicht mehr zu beherrschen. Ihr sagt und tut dann Dinge, die nichts taugen. Dieser euer Jähzorn verbittert auch dann denen, die um euch sind, das Leben und hat euch in den üblen Ruf gebracht, als wäret ihr ein sehr böses Weib. Ja, man behauptet auch, ihr habet — obwohl es euch gewiß nicht daran fehlt — sehr wenig Verstand, weil ihr ihn so wenig braucht und anstatt seiner nur den Zorn walten lasset. Braucht euren Verstand! Glaubt, daß der Jähzorn wohl mit Recht ein kurzer Anfall von Wahnsinn genannt wird. Bedenkt, daß Geduld und Sanftmut Christenpflichten sind. Faßt den ernsten Entschluß, euch in diesem Stücke zu bessern. Verliert auch nicht sogleich den Mut, wenn es euch anfangs schwer wird den Zorn zu bekämpfen. Werdet nicht müde, eure Vorsätze immer und immer wieder mit größerem Ernste zu erneuern. Der Baum fällt nicht auf den ersten Streich. Harret aus — und am Ende werdet ihr siegen. Und wenn ihr wieder eine Magd bekommt, der es nicht an gutem Willen fehlt, so verlangt nicht, daß sie augenblicklich alles so verständig und geschickt machen könne wie ihr selbst. Nehmet euch die Mühe, sie nach eurem Sinne abzurichten; habt soviel Geduld, ihr alles öfter zu zeigen; untersagt ihr ihre Fehler mit Sanftmut und Liebe — und sie wird sich belehren lassen, sich in euch schicken und euch ehren und lieben. Folgt mir und ihr werdet Ehre und Freude, Glück und Segen davon haben."

„Das ist einmal klug und ehrlich gesprochen!" rief Kunerich. „Es ist ein Zuspruch, den sich mancher Mann und manche Frau zu Herzen nehmen darf. Was ihr doch für ein verständiges, wohlunterrichtetes Fräulein seid, meine werte Rosa! Ich selbst will mir meinen Teil aus euren Reden entnehmen."

Nach einigen Tagen zogen Ritter Kunerich und seine Gemahlin mit Edelbert und Fräulein Rosa nebst einem ansehnlichen Gefolge bewaffneter Krieger und schön gekleideter Diener nach Tannenburg. Der Ruf von dem, was sich in Fichtenburg zugetragen, hatte sich schon überall verbreitet. In allen Dörfern und Weilern Kunerichs, durch die sie zogen, kamen aus jedem Hause und jeder kleinen Hütte fröhliche Menschen hervor, die sich über die Eintracht der beiden Ritter freuten, besonders aber das Fräulein sehen wollten, das so liebreich an ihrem Vater gehandelt und den kleinen Eberhard so heldenmütig aus dem Brunnen errettet hatte.

Als aber Edelbert in sein eigenes Gebiet kam — da war es überall stille und alle Ortschaften schienen wie ausgestorben. Edelbert wunderte sich und machte sich darüber allerlei Gedanken; allein als er durch das äußere Tor der Burg ritt, erblickte er den ganzen Hof voll Menschen. Seine Untertanen waren hier versammelt und in der schönsten Ordnung aufgestellt. Auf der einen Seite standen reihenweise die Knaben, Jünglinge und Männer; auf der anderen die kleinen Mädchen, Jungfrauen und Frauen. Alle waren festlich gekleidet. Im Namen der Männer führte Burkhard, der Köhler, das Wort; im Namen der Frauen die Köhlerin Gertraud.

Burkhard hatte sich von dem alten Burgvogt einen nach damaliger Sitte sehr langen und ausführlichen Spruch einüben lassen und fing mit sehr ernsthaften Mienen und Gebärden an:

„Sintemalen, alldieweilen und was Maßen es sich begeben, zugetragen, und ereignet hat, — daß — daß — " hier wußte er nicht mehr weiter.

Er faßte sich aber und sagte: „Verzeiht, lieber gestrenger Herr Ritter! In dem Augenblicke, da ich

euch von Angesicht sah, ist mir all das gelehrte Zeug, das sehr schön sein sollte, aus dem Sinne gekommen. Ich weiß nun nichts mehr zu sagen, als: da ich diesen Tag noch erlebt habe, so will ich gern sterben."

Auch die gute Gertraud begrüßte ihren Herrn und Fräulein Rosa anstatt der auswendig gelernten Worte fast nur mit Freudentränen. Ja, die Rührung der guten Landleute war so groß, daß sie vor Weinen ihr „Lebe hoch!" kaum hervorbringen konnten.

Edelbert und Rosa gingen, beide selbst zu Tränen gerührt, durch die Reihen hochbeglückter Menschen. Auf dem erhöhten Platze, vor der inneren Schloßpforte, durch die man in die Ritterwohnung kam, befanden sich Ritter Siegebert und Theobald mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern in festlichem Schmucke und von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben. Zuvorderst stand Agnes, jenes gute Köhlermädchen, mit Blumen bekränzt und weiß gekleidet, und hielt ein purpurrotes Kissen, auf dem, silberhell und mit goldenen Quasten geschmückt, die Burgschlüssel lagen.

„Edles Fräulein!" sprach sie, „Ihr habt euren geliebten Vater nicht nur ans seinem Kerker befreit; eure kindliche Liebe hat ihm auch die Tore seiner Burg wieder eröffnet — empfangt hiermit diese Schlüssel und überreicht sie eurem Vater."

Rosa bot das Kissen ihrem Vater dar. Er nahm die Schlüssel mit einem frommen Blick zum Himmel. Er gedachte jener schauerlichen Nacht, da er vor eben dieser Pforte in Sturm und Regen gefesselt auf einem Karren saß, aus seiner Burg geführt wurde und Rosa jammernd und weinend ihm folgte. Der freundliche Empfang, den Kunerichs Gemahlin so schön veranstaltet hatte, war für ihn deshalb um so rührender. Er sprach:

„Bevor ich die Schwelle der Schloßpforte betrete, laßt uns in die Burgkapelle gehen! Gott hat alles was geschehen ist, zum Besten gelenkt. Er hat Trauer in Jubel verwandelt.Laßt uns ihm ein herzliches „Herr Gott, dich loben wir!" darbringen."

Alle Ritter und Frauen gaben ihm Beifall und folgten ihm in die Kapelle.

Hierauf ging man zur Tafel, die in dem großen Saale bereit stand; das Volk wurde im Schloßhofe bewirtet. Edelbert konnte es aber nicht erwarten, bis gespeist war. Er ging noch vor dem Ende der Mahlzeit hinunter in den Schloßhof und war inmitten seiner Untertanen so vergnügt wie ein Vater unter seinen Kindern. Vor allem suchte er den ehrlichen Köhler Burghardt und dessen gutes Weib auf.

„Du alter, treuer Diener," sprach er zu ihm, „der du mit deiner frommen Hausfrau meine Tochter so freundlich in deine Wohnung aufgenommen hast, du sollst nun meine Burg nicht mehr verlassen und für immer hier wohnen. Ich mache dich hiermit zu meinem Stallmeister, ein Amt, auf das du dich, da du von Jugend auf als Reiter dientest, wohl noch besser als auf das Kohlenbrennen verstehst. Deine gute Gertraud, die mich in meiner Gefangenschaft mit weißen Zeuge versah, soll von nun an Beschließerin in meiner Burg sein. Die gute Agnes aber, die meiner Tochter im Unglücke eine so treue Gefährtin war, soll nun auch im Glücke ihre stete Gesellschafterin sein. Eine bessere Dienerin und Freundin kann sie unmöglich finden."

Edelbert ging an alle Tische und redete mit seinen Gästen. Jedem wußte er etwas Angenehmes zu sagen. Die Frau von Fichtenburg hatte, da sie unmöglich alle Untertanen Edelberts einladen konnte, die ältesten Hausväter mit ihren Kindern und Enkeln ausgesucht, ohne einen Unterschied zwischen Reichen und Armen zu machen. Den übrigen hatte sie gesagt, Edelbert werde sie ein andermal bewirten. Manche der Anwesenden hatten früher monatliche oder jährliche Wohltaten von Edelbert bezogen, allein, seit das Schloß sich in fremder Gewalt befand, nichts mehr erhalten. Edelbert sicherte ihnen diese Wohltaten aufs neue zu. Die Freude darüber war allgemein. Alle beteuerten, daß sie bereit seien, für ihren guten Herrn Gut und Blut daranzusetzen.

Kunerich, der auch herab gekommen war und Edelbert zur Seite ging, sagte: „Es ist doch wahr, Güte geht über Gewalt und es ist besser, geliebt als gefürchtet zu sein."

Edelbert sprach: „Ein Herr, den die Bösen fürchten und die guten lieben, ist meines Bedünkens der beste."

Zwanzigstes Kapitel.

Was von Rosas Schicksalen noch weiter bekannt ist.

Edelbert und Kunerich, Rosa und Hildegard besuchten einander sehr oft. Kunerich zog zu seinem und seiner Untertanen Wohl in allen Angelegenheiten Edelbert zu Rat. Rosa ehrte Hildegard als eine zweite Mutter und suchte immer noch von ihr zu lernen. Die Freundschaft, in der alle zusammenlebten, trug sehr viel bei, ihrer aller Leben zu verschönern und zu veredeln.

Einige Zeit aber war Kunerich nicht mehr nach Tannenburg gekommen; ja, er hatte sogar die Besuche, die Edelbert und Rosa ihm zudachten, unter unbedeutenden Vorwänden abgelehnt. Ganz unvermutet sprengte er jedoch eines Tages auf seinem Schimmel wieder in den Burghof und lud Edelbert und Rosa ein, unverzüglich sich mit ihm nach Fichtenburg zu begeben. Sie merkten es ihm wohl an, daß er etwas Besonderes im Sinne habe. Es gelang ihnen aber nicht, das Geheimnis herauszubringen. Indessen reisten sie mit ihm.

Als sie in Fichtenburg angelangt waren, ließ Kunerich ihnen kaum Zeit, seine Gemahlin zu begrüßen.

„Edelbert!“ sagte er, „du mußt sogleich mit mir und Rosa muß auch mit!“

Er zog Edelbert fast mit Gewalt fort und Hildegard und Rosa folgten den beiden Rittern. Sie kamen — in den dunklen Gang, zu Edelberts Kerker.

„Himmel, wohin führst du mich?“ sprach Edelbert befremdet.

„Mir schauert es,“ sagte Rosa; „was sollen wir in dem traurigen Gefängnisse?“

Kunerich schwieg, er öffnete die Tür des Gefängnisses — und sie traten erstaunt in eine sehr schöne, nach damaliger Art prächtig gezierte Kapelle. Einige hohe Fenster mit bunten Glasgemälden gaben ihr Licht; das Gewölbe und die Mauern waren himmelblau bemalt und mit goldenen Sternlein besät; der Altar prangte reichlich mit vergoldeten Schnitzwerke.

Edelbert und Rosa bezeigten ihre Verwunderung und ihren Beifall.

„Das dacht' ich“, sagte Kunerich, „daß euch diese Umwandlung gefallen werde. Ich wollte euch damit überraschen; deswegen verbat ich mir, während wir bauten, eure Besuche. — Nicht wahr, die Kapelle ist schön? Indessen gebührt meiner frommen Hildegard die Ehre. Sie wußte es sehr klug einzuleiten, daß ich das Kirchlein herstellen ließ.“

„Und morgen,“ fügte Frau Hildegard bei, „wird der fromme Abt Norbert die Kapelle einweihen. Siegebert, Theobald und mehrere andere Ritter, die uns lieb und wert sind, werden mit ihren Frauen und Kindern bei diesem Feste erscheinen. Doch die liebsten und wertesten Gäste seid ihr uns, werter Edelbert, und ihr teure Rosa. Ihr werdet diesem schönen Feste gewiß gerne beiwohnen.“

Die Einweihung der Kapelle war auch wirklich eine sehr schöne und rührende Feierlichkeit. Die Gäste trafen zur bestimmten Stunde getreulich ein. In ihrem feierlichsten Anzuge, nach damaligem Gebrauche in Helm und Harnisch und mit dem Schwerte umgürtet, stellten sich die Ritter zu beiden Seiten des Altares auf; die Ritterfrauen erschienen in Schwarz und Gold, die Fräulein aber in Weiß und mit Blumen bekränzt. Alle waren voll Ehrerbietigkeit. Der kleine Eberhard und seine zwei kleinen Schwesterchen knieten mit aufgehobenen Händchen vor dem Altare, daß man Engel in ihnen zu erblicken glaubte.

Die Kapelle war mit grünen Maien und der Altar mit frischen Blumen geschmückt; reine, weiße Wachskerzen brannten und Weihrauchwolken stiegen empor.

Der ehrwürdige Abt Norbert betrat, von mehreren Geistlichen in reichem Ornate umgeben den Altar, wandte sich zu der Versammlung und hielt eine kleine Anrede.

Nachdem die Kapelle eingeweiht und der erste Gottesdienst darin gehalten war, ging man in den großen Saal zur Tafel. Kaum hatte man sich gesetzt — so erschollen Trompeten im Schloßhofe. Kunerich und die übrigen Ritter horchten auf, sprangen an die Fenster und sahen eine Schar bewaffneter Reisige in dem Schloßhofe. Mehrere Diener stürzten zur Saaltüre herein und riefen:

„Der Herzog!“

Die Ritter wollten ihm entgegeneilen — allein schon trat er, von mehreren Edlen begleitet, in den Saal. Er war ein ansehnlicher Mann von hoher, edler Gestalt. Seine Locken waren bereits grau, allein seine Augen noch voll Feuer. Er begrüßte Edelbert zuerst, bot ihm die Rechte und sprach:

„Mein lieber Ritter Edelbert, ich wollte euch die erste Nachricht von dem ruhmvoll erkämpften Frieden und meinen und des Kaisers Dank für die durch eure Krieger dabei geleistete Hilfe selbst überbringen. Gestern abends spät kam ich auf Tannenburg an, wo ich hörte, daß ihr in Fichtenburg wäret. Ich ritt also mit meinen Kriegsgefährten sogleich nach Anbruch des Tages hierher — überzeugt, daß wir nun auch in Ritter Kunerich einen aufrichtigen und getreuen Freund finden würden.“

„Nicht war,“ sprach er zu Kunerich gewandt und ihm die Hand bietend, „eines solchen Überfalls waret ihr nicht gewärtigt? — Ich versichere euch hiermit auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers dessen höchster Zufriedenheit über eure Aussöhnung mie dem vortrefflichen Edelbert und bezeige euch auch mein Wohlgefallen.“

Kunerich war vor Freude fast außer sich. Die Gnade des Kaisers und des Herzogs wirkte wie Rheinwein auf ihn; sie machte ihn beinahe trunken.

Der Herzog bemerkte den frommen Abt und ging auf ihn zu.

„Ich freue mich," sagte er, „euch hier zu sehen, da dieses Glück uns Weltleuten so selten zuteil wird. Ihr zeigt euch außerhalb der Mauern des Klosters nur, wenn euch die fromme Pflicht ruft."

Hierauf wandte er sich an Kunerichs Gemahlin mit den Worten:

„Auf eure gütige Gesinnung vertrauend, edle Frau, lade ich mich selbst zu Tische und begrüße in euch meine und der Ritter, die mit mir kamen, freundliche Hauswirtin."

„An euch mein liebenswürdiges Fräulein," sagte er zu Rosa, „habe ich noch besondere Aufträge, die ihr nach Tisch vernehmen sollet; jetzt will ich die hohe Versammlung, die ich hiermit grüße, nicht länger von der Tafel abhalten und sogleich mit gutem Beispiel vorangehen; denn ich habe von dem etwas starken Ritte wirklich Hunger bekommen. Wir wollen einmal recht vergnügt und ohne alle Umstände zusammen speisen. Frau von Fichtenberg und Fräulein Rosa möchte ich gerne hier zu meinen beiden Seiten wissen an der Tafel. Euch, hochehrwürdiger Abt, sähe ich am liebsten mir gegenüber zwischen den zwei ausgesöhnten Rittern."

Der Herzog setzte sich an die erste Stelle der Tafel, wo man ein frisches Gedeck und einen goldenen Pokal für ihn bereit hielt. Alle übrigen setzten sich, wie er es angeordnet hatte. Nachdem der erste Hunger der Gäste gestillt war, sprach der Herzog:

„Sowohl die Fehde zwischen Edelbert und Kunerich als auch ihre Aussöhnung und was Frau Hildegard und vorzüglich Fräulein Rosa dazu beigetragen, ist uns zwar schon in dem kaiserlichen Lager zu Ohren gekommen. Allein, die Geschichte ist mir so wichtig, daß ich auch die näheren Umstände zu wissen wünsche."

Er fragte nun bald nach diesem bald nach jenem Umstand. Edelbert und Rosa, Kunerich und Hildegard mußten abwechselnd erzählen. Der Herzog hörte aufmerksam zu und bezeigte dem trefflichen Edelbert öfter sein Bedauern und der edlen Rosa seinen Beifall. Auch der Frau von Fichtenburg erteilte er verdiente Lobsprüche und er fand an Kunerichs gegenwärtigem Betragen ein besonderes Vergnügen. Edelbert und Rosa wollten, um Kunerich zu schonen, in ihren Erzählung manches oder doch schnell darüber wegeilen. Allein Kunerich erzählte es dann selbst mit freimütiger Aufrichtigkeit.

„Ich habe grob gefehlt," sagte er; „ich weiß es. Allein mein Fehler ist nun einmal geschehen und ihn verheimlichen, machte ihn nicht ungeschehen. Rühmlicher ist es den Fehler frischweg zu bekennen und ihn wieder zu vergüten. Das glaube ich redlich getan zu haben und ich rate jedem, der gefehlt hat, es auch zu tun. Er wird dabei nicht übel fahren. Auf einem anderen Wege kommt Ruhe und Zufriedenheit niemals in sein Herz."

Am Ende der Erzählung blickte der Herzog vergnügt im Kreise herum und sprach, indem er auf Rosa deutete:

„Dem werten Fräulein hier haben wir es zu danken, daß wir bei dieser Freudenmahlzeit friedlich beisammensitzen. Ohne ihre Dazwischenkunft würden wir uns jetzt feindlich gegenüberstehen. Denn es versteht sich von selbst, daß wir den edlen Ritter Edelbert nicht im Kerker hätten sitzen lassen. Es war im kaiserlichen Lager schon beschlossen: sobald der Friede mit den auswärtigen Feinden zustande gebracht wäre, sollte ich mit großer Macht vor Kunerichs Burg rücken, um sie zu erobern. Kunerich hätte uns den Kampf gewiß sehr heiß gemacht und vieles Menschenblut wäre an den Mauern dieser Burg herabgeflossen. Gott sei gepriesen, daß er durch eine zarte Jungfrau es anders lenkte."

Die bescheidene Rosa errötete.

„Ach, gnädigster Herr," sagte sie, „soviel Ehre gebührt mir nicht! Gott allein lenkte alles so. Das Vöglein, das in den Brunneneimer flog, hat an dem glücklichen Ausgange der Mißverständnisse zwischen Ritter Kunerich und meinem Vater so vielen Anteil als ich."

Der fromme Abt Norbert sprach sehr gerührt: „Diese feine und liebliche Bekennung, die Fräulein Rosa machte, ist nicht mit Gold zu bezahlen. Ja so ist es. Tausend kleine Umstände kommen in dem täglichen Leben vor, auf die wir nicht achten und die doch von den wichtigsten Folgen sind und oft das Schicksal vieler Menschen entscheiden."

Alle Anwesenden stimmten ihm zu.

Nun aber ergriff der Herzog feierlich den goldenen Pokal, stand auf und rief:

„Auf das Wohl des Kaisers!"

Alle, der Abt, die Ritter, die Edelknechte, die Frauen und Fräulein erhoben sich ehrerbietig, wiederholten den Ausruf mit lauter Stimme und

tranken.

Hierauf wandte sich der Herzog zu Rosa und sprach:

„In diesem feierlichen Augenblick entledige ich mich des Auftrages des Kaisers an euch Fräulein. Mit hohem Wohlgefallen hat der Kaiser eure große Liebe zu eurem Vater vernommen, die uns nach glücklich beendigtem Kriege eine neue blutige Fehde ersparte. Er beschloß daher in seiner Weisheit, was ich jetzt euch, wertes Fräulein, eurem Vater und allen Anwesenden kund und zu wissen machen werde."

Der Herzog winkte einem der Ritter. Dieser brachte einen großen, mit vielen Verzierungen auf Pergament geschriebenen Brief, der mit rotem Samt umschlagen war und an dem an seidenen, mit Gold durchflochtenen Schnüren ein großes kaiserliches Siegel in einer Kapsel von Elfenbein herabhing. Der Herzog überreichte den Brief dem erstaunten Fräulein und sprach:

„Da euer Vater keinen Sohn hat und Tannenburg als ein Manneslehen nebst allen Gütern an den Kaiser und das Reich zurückfallen würde, ihr aber dem Kaiser und dem Reiche größere Dienste geleistet habt als es vielleicht zehn Söhne hätten tun können, so wird, wie dieser Brief ausführlicher sagt, dieses Lehen von dem Kaiser und den Fürsten des Reiches euch übertragen. Ihr könnt nun aus den edelsten Rittersöhnen Deutschlands einen Gemahl nach eurem Herzen wählen und derselbe hat keine anderen Bedingungen zu erfüllen, als daß er sich von Tannenburg schreibe. Möge sich so der ruhmwürdige Name von Tannenburg noch auf Enkel und Urenkel forterben!"

Edelbert war von dieser ausgezeichneten Gnade des Kaisers tief gerührt. Rosa, die sich einer solchen Auszeichnung nicht würdig hielt, konnte kaum Worte finden, ihren Dank auszudrücken.

Der Wunsch des Herzogs aber ward in der Folge vollkommen erfüllt. Viele edle junge Ritter bewarben sich um Rosas Hand; sie aber wählte den edelsten unter allen, mit dem sie auch in der glücklichsten Ehe lebte — Ekbert, den jüngsten Sohn des Herzogs.

Schluß

Als auserwählte, geheiligte Lieblinge Gottes bemühet euch um Liebe, Güte, Demut, Sanftmut und Geduld! Ertraget einander und verzeihet einander! Kol. 3, 12.

Erzeiget euch stets dankbar! Das Wort Christi wohne in euch! In aller Weisheit belehret und ermahnet einander in Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern! Kol. 3,16.

Was immer ihr vollbringet, vollbringet es im Namen des Herrn Jesus und danket durch ihn Gott dem Vater! Kol. 3,17.

Ihr Frauen, seid euren Männern untertan, wie es sich im Herrn geziemt! Kol. 3, 18.

Ihr Männer, liebet eure Frauen von Herzen und lasset euch durch nichts gegen sie aufbringen! Kol. 3, 19.

Ihr Eltern, überreizet eure Kinder nicht, damit sie nicht den Mut verlieren! Kol. 3, 20.

Ihr Bedienten, gehorchet in allem den irdischen Herren, nicht aus Augendienerei, um den Menschen zu gefallen, sondern in Herzenseinfalt und in der Furcht des Herrn! Kol. 3, 22.

Ihr Herren, gewähret euren Dienern, was recht und billig ist, und bedenket wohl, daß auch ihr einen Herrn habt, der im Himmel ist! Kol. 4, 1.

FATIMA STUDENT BURSE

Das erste Schuljahr in unserem neuen St. Thomaskolleg zu North Battleford geht seinem Ende zu. Es wird wohl noch so manches Schuljahr vergehen, bis die Fatima Priesterstudentenburse einem unserer Buben das Priesterstudium zahlen kann. Wir brauchen $6,000 und sind erst über $400. Das macht uns jedoch keine Sorge. Es wird der Tag schon kommen, an dem wir auch diese Burse abgeschlossen haben werden. Gerade diese Priesterstudentenbursen sind des Marienboten größter Stolz. Wird unser Blatt einmal den Weg aller katholischen deutschsprachigen Blätter gehen – das heißt seine Bücher und Blätter schließen – dann bleibt doch das Geld, das wir für die Unterstützung armer Priesterstudenten gesammelt haben. Und mit diesem Gelde bleiben die Namen der treuen Wohltäter. In so manchem Oblatenpriester bleiben somit Marienbote und Marienbotenleser verewigt. Wolle Gott seinen Segen dazu geben.

Bisher eingenommen:		$471.50
Catharina Weber,	Dunrea, Alta.	2.00
Mrs. A. Schnurr,	Regina, Sask.	1.00
		$474.50

Bitte, sendet euere Gaben an:

The Marian Press

Box 249, Battleford, Sask.